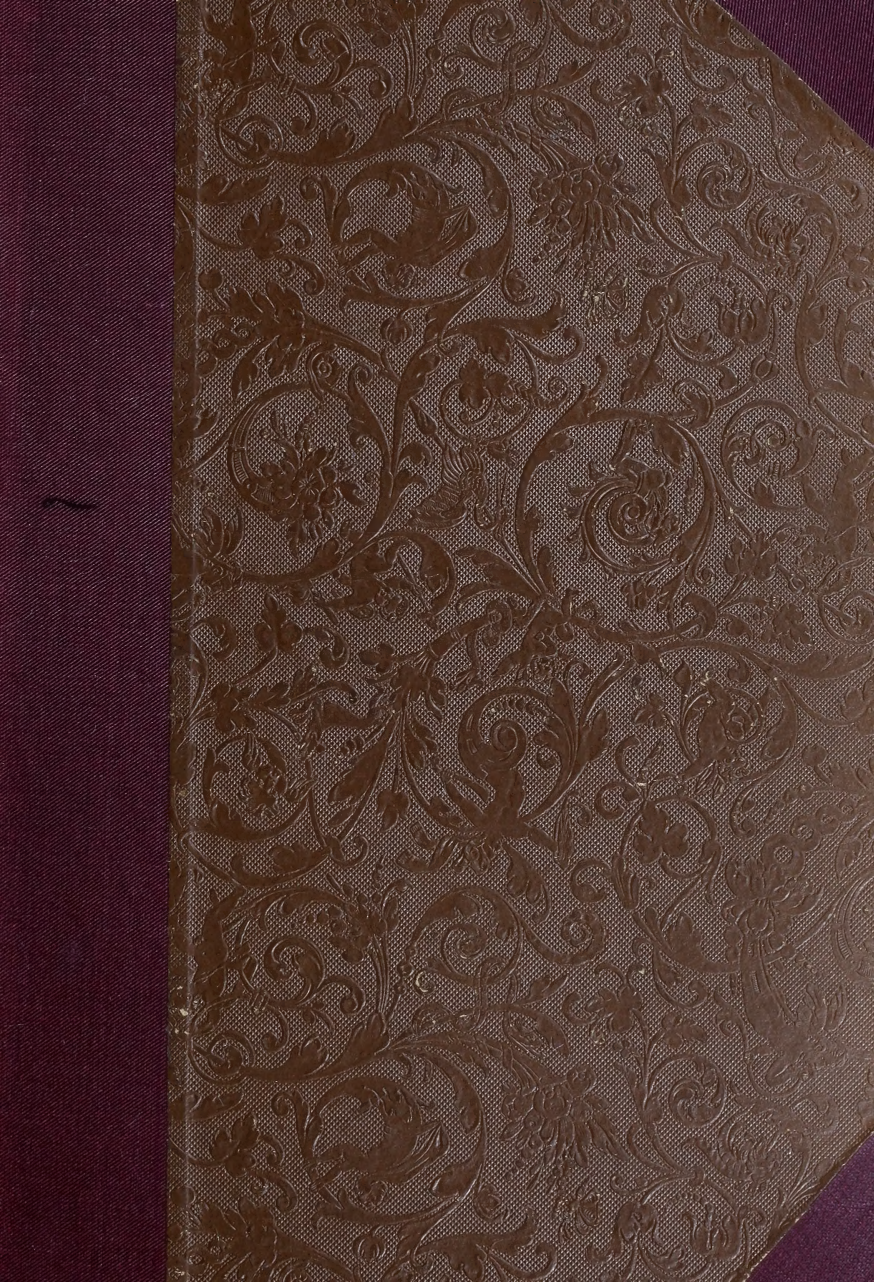


Historische Novellen.

Zweiter Band.

Historische Novellen

von

George Hiltl.

Zweiter Band.



Berlin.

Verlag von Wedekind & Schwieger.

1873.

Inhalt.

Jakob Callot.

Gar oft und viel ist in dem letzten, dem größten deutsch-französischen Kriege, der schönen Stadt Nanzig — oder wie sie die Franzosen nennen Nancy — Erwähnung geworden. Unsere Truppen haben nach den blutigen Kämpfen bei Sedan und Metz den Einzug in diesen prächtigen Ort gehalten, der in Wahrheit ein Schmuckkästlein genannt werden muß und um dessen Besitz wir immerhin die Franzosen trotz alles Wiedergewonnenen, das wir ihnen abgenommen haben, beneiden können. Unsere Leute haben lange genug in der schönen Stadt sich häuslich niedergelassen und während diese Zeilen geschrieben werden, sind sie noch darin. Genug, die Deutschen, welche Nancy kennen lernten, werden darin mit dem Schreiber dieses übereinstimmen, daß es ein ganz außerordentlich lieber und schöner Ort

ist. Man sieht leicht, wie die Stadt in zwei Theile zerfällt. Der ältere Theil ist finster und ganz im Style des Mittelalters erbaut, der neuere Theil — die Neustadt — kann als Muster einer schönen Stadt gelten. Regelmäßig in den Anlagen, mit prächtigen Gebäuden, breiten Plätzen und angenehmen Spaziergängen versehen, bietet dieser Theil eine wahre Augenweide dar. Man findet die seltsamsten Zierrathen, welche an anderen Orten kaum wieder gefunden werden dürften. Am Königsplatze die schöne Triumphpforte — oft mitten in den Straßen einen phantastischen Durchgang in Form eines Bogens, allerlei herrliche Gitter von kunstvoller und reichvergoldeter Arbeit steigen aus dem Boden auf oder ziehen sich zwischen edelgeformten Pfeilern dahin. Die Hauptkirche mit ihrem schönen Thurme und das alte Schloß, der Palast der ehemaligen Herzöge von Lothringen, sind wichtige Denkmale aus der Zeit, wo ganz Lothringen noch deutsch war, und in der Kapelle ruhen die Leiber derer, welche einst hier in dem schönen Nancy thronten und die vielfach daran Schuld waren, daß Lothringen eine

Beute der Franzosen und der Kampfplatz wurde — daß es verwüstet ward, weil fast immer die Kämpfe hier ausgefochten wurden und weil die Stadt Nancy, wie es Diesem oder Jenem beliebte, mit harter Belagerung heimgesucht ward — oftmals nur aus Mangel an Kraft ihrer Herrscher. In jener Begräbnißkapelle schläft aber auch der gewaltige Karl der Kühne, der bei der Belagerung von Nancy im Jahre 1477 fiel. In einer alten Kapelle drunten am Meurthefluß — der doch auch gut deutsch: Murthe heißen sollte — ist eine kupferne Tafel zu sehen, auf welcher die Geschichte dieser Schlacht verzeichnet steht. Das alte Schloß ist ein wunderschöner Bau, der sich gar trefflich anschauen läßt, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man will. Die Revolutionen, die auch über und durch Nancy hinbrausten, haben freilich manches vernichtet und entführt, das da sehenswerth war. Die schönen Rüstzeuge sind verstreut, zum Theil nach England — zum Theil nach Paris entführt. Große Gemälde von den Schlachten in und bei Nancy hat das Feuer verzehrt und vergeblich forscht

man heute nach dem wundersamen Kunstwerke, das ein Italiener gefertigt und dem Herzoge Leopold verkauft hatte. Es war die in Holz ausgeführte Nachbildung des menschlichen Körpers, mit allen Sehnen und Muskeln daran, so kunstvoll hergestellt, daß sich Alles bewegte, als wären die Theile des Fleisches und der Sehnen aus elastischen Stoffen hergestellt. — Heutzutage gilt die Bevölkerung von Nancy unter all' denen, welche Lothringen und Elsaß bewohnen, als die zumeist französisch gesinnte und dem Mutterlande am ärgsten abholde. Es scheint das auch wirklich so zu sein. Aber es ist nicht gerade ein Wunder — und nicht unerklärlich. Die ehemaligen Herzöge von Lothringen haben nichts gethan, um den von Hause aus ächt deutschen Unterthanen sich selbst und ihr Haus werth zu machen. Sie ließen oft genug die Sache des Landes als eine verlorene gelten, und so fielen die Leute den Franzosen zu, die unablässig bemüht waren, sich Lothringen anzueignen, wie es auch mit dem Elsaß geschah — was beiläufig von den Franzosen ein sehr guter und wohlüberlegter Plan war, der

von ihrem Standpunkte aus, vortrefflich genannt werden muß, gerade so, wie es heute von den Deutschen ganz vortrefflich und wohlüberlegt ist, daß sie sich die einst ihnen geraubten Länder zum größten Theile wieder genommen haben. Daß die Leute in Nancy nicht immer gegen — sondern lange Zeit noch für Deutschland waren und ächten deutschen Sinn — Liebe für das Mutterland hegten, dafür wird die nachfolgende Erzählung ein Beispiel bringen — es handelt darin von einem der trefflichsten und berühmtesten Männer seiner Zeit — der sicherlich den meisten unserer Leser wohlbekannt ist — von Jakob Callot.

Jakob Callot — wir wollen das in aller Kürze erzählen, falls einer der Leser den Mann nicht genauer kennen sollte — Jakob Callot war im Jahre 1592 zu Nancy geboren, wo sein Vater als Wappenherold des Herzogs von Lothringen lebte. Die Eltern mögen wohl ein wenig stolz und eingebildet gewesen sein, was vielleicht durch die stete Beschäftigung des Vaters mit Wappen und Zeichen hoher Würden hergekommen sein möchte — sie

fanden es unter der Würde ihrer Stellung, daß Jakob sich der Maler- und Zeichnenkunst widme, zu welcher er doch so großes Talent verrieth. Sie hinderten den Sohn an der Ausbildung seiner großen Fähigkeiten — es schien ihnen gar zu unbedeutend, so ein Künstler neben den Wappenherolden.

Jakob Callot beging nun — wie viele junge Leute das zu thun pflegen — einen sehr unüberlegten Streich. Er lief als ein blutjunger Bursch den Eltern davon und gerieth unter eine Bande von Seiltänzern und Zigeunern, mit denen er bis nach Florenz zog, woselbst ihn lothringische Kaufleute erkannten und seinen Eltern zurückbrachten. Aber Callot hatte nun einmal von dem schäumenden Becher der Kunst gekostet — der nirgend dem Lechzenden schöner kredenzt wird als in Italiens herrlichen Gefilden, und so lief Jakob denn zum zweiten Male davon — kam aber nur bis Turin, wo sein älterer Bruder ihn wiederum nach Nancy auslieferte.

Indessen hatten die Eltern wohl eingesehen, daß

Jakob sich von der Kunst nicht trennen würde und so schickten sie ihn denn nach Rom, um seine Studien zu vollenden. Jakob hatte schon mit großem Fleiße studirt — dort in Rom gelang es ihm bald, unter Thomassin's Leitung eine Bedeutung zu erlangen. Seine Zeichnungen — endlich seine Stiche erregten Bewunderung. Jakob Callot hatte durch sein Wander- und Abenteurerleben Vortheile errungen, die anderen Leuten fern blieben: — seine Phantasie war mächtig erregt worden. Er hatte die seltsamsten Dinge gesehen und gehört — Gestalten, Lichter und Trachten, Scenen und Umgebungen kennen gelernt, welche sonst kaum erfunden werden können. Daher wohl der Hang zu jenen schauerlichen und unheimlichen Darstellungen, die den Beschauer mächtig ergreifen. Die „Nachtstücke", „die Kriegsscenen, das Elend der Schlachten darstellend", die abenteuerliche „Versuchung des heiligen Antonius" sind allgemein bekannte Meisterwerke. Callot's Name war ein gefeierter. Frankreichs Könige haben es von jeher verstanden, die Meister zur Ausbreitung ihres Ruhmes anzuwerben.

Das stammt nicht erst von Ludwig XIV. her. Auch unser Callot ward nach Frankreich berufen zu Ludwig XIII. Der Künstler zögerte da nicht — wo es galt, sich und seiner Kunst neuen Ruhm zu erwerben. Er fertigte zwei der berühmtesten seiner Werke: Die Belagerung von la Rochelle und der Insel Rhé. Damit waren vorläufig seine Aufträge für den französischen Hof beendet. — —

Ein Feuerkreis schloß Nancy ein. Von den Batterien der alten Stadt krachten die Geschütze und in phantastischer Gestaltung wirbelte der Dampf empor. Diesem Feuer, welches aus der Stadt kam, antworteten die Belagerer von Außen her kräftig genug und die großen Kugeln fielen bis auf den Platz vor dem Schlosse — schmetterten in die Dächer der Häuser und scheuchten die Leute von den Gassen.

Das war im Jahre 1633. Abermals waren die Franzosen vor Nancy erschienen, um die Stadt mit Waffengewalt zu nehmen. Der König Ludwig XIII. erschien in Person bei seiner Armee. Nancy war gut befestigt und ward gut vertheidigt. Drinnen war übrigens eine ganz absonderliche Gesellschaft

im Palaste der alten Herzöge von Lothringen versammelt. Da fand sich die schöne Nicole, Gattin des Herzogs Carl, dieses schwachen Fürsten, der seine Cousine, jene schöne Dame geheirathet hatte und über Lothringen zu dessen Unheil herrschte. Neben ihr saß Carl's Bruder, der Herr Cardinal Franz von Lothringen, einer jener intriguanten Priester, wie sie zu den Zeiten des 30jährigen Krieges und lange nachher noch besonders zahlreich angetroffen wurden und die ihren Meister in dem gewaltigen ränke- und geistvollen Cardinal Richelieu fanden. Da waren ferner — auch ein Artikel durch den sich jene Zeiten auszeichneten — eine Menge schöner und intriguanter Damen, die sich nach des dreizehnten Ludwig's Tode noch besser hervorthun sollten. Einen besonderen Grund zum Kriege gegen Lothringen hatte eine dieser Schönen gegeben. Es war Margarethe, die Tochter des Grafen von Baudemont, die Schwester des Herzogs und des Cardinals. Dieses ganz wunderbar schöne Mädchen hatte keiner großen Mühe bedurft, um Seiner königlichen Hoheit dem Herzoge Gaston von Orleans den Kopf dergestalt

zu verrücken, daß er sie heirathete. Das wäre an sich keine Thorheit gewesen — allein der feurige Herzog vollzog diese Heirath hinter dem Rücken seines Bruders, des Königs von Frankreich, und die schöne Margarethe vollzog die Heirath hinter dem Rücken ihres Bruders, des Herzogs von Lothringen, weshalb beide Brüder höchst ungehalten wurden, als sie die Täuschung erfuhren — und söhnte sich der Lothringer schnell mit Orleans aus, der ihm als Bundesgenosse willkommen war, während Seine Majestät Ludwig XIII. in dem Zorne gegen die Vermählten beharrten und nur die seltsame Laune hatten: dem Herzoge von Lothringen alle Schuld beizumessen und bei der Kriegserklärung besonders hervorzuheben, daß der Herzog seine Schwester an einen königlichen Prinzen verheirathet habe, ohne des Königs Zustimmung einzuholen. Als Scheingrund gab man zwar die Feindschaft des Herzogs gegen die Schweden an — allein die Hauptsache war die Heirath, obwohl auch diese eben nur der Vorwand war, um Nancy oder vielmehr Oberlothringen wegzunehmen, was der Cardinal Richelieu auch ganz unverholen aussprach. Außer diesen besonders interessanten Damen befand sich

noch eine nicht minder Hervorragende in Nancy, die Prinzessin von Pfalzburg — eine schöne Amazone. Sie feuerte die Soldaten zum Widerstande an und ließ sich vom dichtesten Kugelregen nicht abhalten, auf den Wällen zu erscheinen.

„Auf unser gutes Glück!“ rief der junge Prinz Heinrich von Lothringen, als die ganze Gesellschaft im großen Schloßsaale beim Mahle versammelt saß. „Auf unser gutes Glück“, er hob den Becher und stieß mit dem schönen Fräulein von Chaulnes recht kräftig an, welche ihm gegenüber saß. Die ganze Gesellschaft erhob sich und rief den Toast nach, wobei die Gläser aneinander klangen — und wie es so harmonisch durch den Saal schallte, da krachte es plötzlich recht unharmonisch und die hohen Fenster klirrten in millionenweis zersplitterten Stückchen in den Saal hinein, daß es beim Glanz der Sonne aussah, als wäre der Estrich mit Diamanten übersäet. Kreischend flüchteten die Damen. Prinzessin Margarethe fiel in Ohnmacht — nur die Pfalzburgerin blieb gelassen. Eine Bombe war, von den Batterien der Belagerer kommend, in den

Speisesaal geschlagen und hatte die Gesellschaft recht garstig gestört.

„Sie sind verdammt nahe", sagte der Prinz von Pfalzburg.

„Wir müssen recht auf der Hut sein", meinte der Herr Cardinal.

„Es ist — wie ich sagte", rief die muthige Prinzessin von Pfalzburg. „Der König Ludwig will die Heirath unserer schönen Margarethe mit Bomben zerschmettern — er ist auf der Schanze — ich weiß es seit gestern, kommen Sie meine Herren, Sie werden etwas Merkwürdiges sehen."

Alles folgte der Aufforderung der Fürstin und die Leute auf dem Platze vor dem Schlosse, die mit großer Besorgniß dem Einschlagen der Bombe zugeschaut hatten, wendeten sich von dieser ernsten Betrachtung bald nach dem prächtigen Zuge, der das Portal des Schlosses verließ, über dessen Bogen die Reiterstatue des Sohnes von König René II. prangten. —

Die glänzenden Harnische der Herren, die breiten seidenen Schärpen, welche im Winde wallten, die

Federn auf den Helmhauben und Hüten, die stolz nickten und flatterten, die kostbar geschmückten Rosse — das glänzende Gefolge machten auf die Menge den großartigsten Eindruck. Vor Allem aber war es die schlanke Gestalt der Prinzessin von Pfalzburg, welche, auf einem weißen Zelter einhersprengend, die Aufmerksamkeit Aller erregte. Es währte nicht lange, so entschwand der Zug in den Windungen der Gassen. — Draußen donnerten die Geschütze mit großer Macht und weckten ringsum das Echo — hier und da stiegen Rauchsäulen brennender Dörfer empor und an vier bis fünf Stellen sah man lange Züge von Soldaten den Werken zueilen. Die Franzosen unter Chaumont begannen einen Angriff.

Um dieselbe Zeit, als jene Bombe in das Schloß sauste, war in einem kleinen, aber sehr behaglich eingerichteten, mit den schönsten Erzeugnissen der Kunst geschmückten Hause ein Mann beschäftigt, verschiedene Dinge in eine große Mappe zu packen. Dieser Mann mochte etwa ein und vierzig Jahre zählen, war von Mittelgröße, aber schlank und kräftig gewachsen, hatte ein sehr hübsches und gut=

müthiges Gesicht, das von langen, schönen Haaren umwallt wurde und mit Knebel- und Stutzbart geziert war. Er trug einen feinen schwarzen Anzug aus holländischem Tuche, ganz in dem geschmackvollen Schnitte gefertigt, der jene Zeit so vortheilhaft auszeichnet. Ein breiter weißer Kragen lag um seinen Hals und auf seinen Schultern und eine feine goldene Kette stahl sich darunter hervor.

„Du gehst jetzt — bei diesem Höllen-Feuer aus, Jakob?“ sagte eine sanfte Stimme.

Der Mann wandte sich um. Er sah sich einer feingewachsenen, zarten, jungen Frau gegenüber, die mit liebender Sorgfalt im Blicke ihm näher trat und ihre weiße Hand auf seine Schulter legte.

„Käthchen“, sagte Jakob Callot lächelnd, „Ich muß hinaus. Es ist für den Künstler ein Glück, Zeuge von solchen Dingen sein zu dürfen, wie sie sich jetzt hier begeben. Die sausenden Geschosse schrecken mich nicht — ich verfolge sie, wie sie summend durch die Luft fahren, bis das Ungethüm mit Donnergerassel in das Ziel schlägt — ah — wie dies Alles in der Luft wirbelt und schwirrt —

wie die Dämpfe kochen — wie die Lichteffecte sich ändern im Brande der Häuser —, dann zieht es von drüben her, eine lange Linie von Streitern, Roß und Mann und darüber blitzt die Sonne und zieht die Fäden, die Lichtstreifen malerisch und phantastisch über die Massen hin — die bald im bleichen Lichte, bald im stärkeren, bald im tiefen Schatten erscheinen. Ich werde viel lernen für meine Werke — die Schlachtfelder sind große Studiensäle für unser Einen."

„Oh — Du bist ein Künstler mit Leib und Seele", sagte Katharina. „Ich halte Dich nimmer. Setze Dich der Gefahr nicht aus — denke, was Deine Katharina ohne Dich wäre!"

Sie strich sanft die Haare aus Callot's Stirn, er drückte einen Kuß auf ihre Lippen und nahm einige Stifte aus dem Kasten eines schönen antiken Schrankes, dessen edle Renaissanceformen dem Gemache als Zierde dienten.

„Und ich gehe mit Freuden", rief er fast lustig. „Es ist ein schweres Unheil, der Krieg — aber dennoch ist's dieses mal eine Freude — eine Freude,

zu sehen, wie die Deutschen, die Lothringer sich ermannen gegen die Franzosen. Wir kämpfen doch mit einem ganz andern guten Willen als sonst, und selbst Herzog Carl hat seine tollen Streiche vergessen und tritt dem Feinde entgegen — die Franzosen hatten das nicht erwartet."

„Du glaubst an den Sieg der Lothringer?" fragte zweifelnd Katharina.

„Fest und sicher. Dieses Mal werden sie sich an Nanzig den Schädel zerstoßen — meine gute Vaterstadt wird nicht in Feindes Hände fallen — Deutsch werden wir bleiben, wie wir's sein sollten, und es ist nicht unmöglich, daß hier sich die Geschicke der Welt wenden. Kämpfen doch selbst die Frauen — die Pfalzburgerin ist eine Art von Jeanne d'Arc."

„Gott gebe, daß Du Recht habest", sagte die Gattin. „Aber die leichtfertigen Frauen können auch manches verderben. Die Prinzessin Margarethe? was meinst Du?"

„Sie mußte aus Nanzig fort", sagte Callot. „Ich finde, daß sie Unheil bringt. Ihre Leichtfertig-

keit macht die Sache von Nanzig schlecht — und: des Königs von Frankreich Zorn würde uns schwerer treffen, bliebe sie hier — wenn, was nicht zu fürchten ist, Nanzig fallen sollte."

„Du fürchtest es also doch?"

„Kriegsglück ist wankelmüthig", sagte Callot, seine Mappe umhängend. „Man muß nie zagen, aber auf Alles gefaßt sein."

„Und wenn die Franzosen hier herein kämen?"

„Je nun — sie würden uns nicht verspeisen", lachte Callot. „Ich vor Allen hätte Ruhe. König Ludwig will mir wohl."

„Ach, das ist wahr!" rief erleichtert Katharina. „Er würde Dich ehren — auszeichnen — er bestellte wohl ein Bild bei Dir — einen neuen Stich."

Callot's Gesicht verfinsterte sich. „Ich wünschte nicht, daß der König es thäte — käme er hinein in Nanzig."

„Und warum nicht?"

„Weil ich ihm — wenn das Bild eine Anspielung auf diese Belägerung enthalten — etwa eine Allegorie sein sollte — es rundweg weigern müßte, meine Hand, meinen Griffel dazu ihm zu leihen."

„Jakob!“ rief Katharina erschreckt, „Du würdest so tollkühn handeln gegen den Sieger?“

„Verlaß Dich darauf — ich bleibe fest — ich arbeite Nichts, was den Ruhm der Franzosen gegen Deutschland verherrlicht und wollte mich der Franzose auch spießen — aber ohne Sorge, dieses Mal sind unsere Heere fest, wir werden sicher den Feind abziehen sehen.“ Er drückte die Gattin an sein Herz und verließ das Haus.

Jakob Callot wanderte schnellen Schrittes durch die Gassen der Altstadt, deren Werke eine besondere Art von Anlage hatten, wie man das noch heutzutage sehen kann. Ueberall grüßten die Leute, wo sie sich zeigten, den bekannten und beliebten Meister — das ächte deutsche Kind von Nanzig. Es hielten sich aber der bei Weitem größte Theil der Einwohner in den Häusern wohlversteckt, da fortwährend die Kugeln des Feindes in die Gassen fielen und den Mauern mancherlei Schaden zufügten. Hin und wieder schallte auch wohl ein Mahnruf an das Ohr Callot's; aber der kühne Zeichner ließ sich nicht

abhalten. So kam er bald genug durch die letzten Gassen in den Kreis der Werke und erschien plötzlich an dem kleinen wohlbefestigten Brückenkopfe, der „Malzeville“ genannt wurde — weil er an der Malzeville-Brücke lag. Hier wimmelte es von Soldaten. Die Stückknechte waren eifrig beschäftigt die Geschosse zu ordnen, die Pulverfässer in den Erdhöhlen neben den Stücken zu bergen und gerade als Jacob in den Brückenkopf trat, donnerte der Schuß hinaus in die Gegend.

„Das heiße ich Muth haben, Meister Callot“, rief Jonathan Nestler, der alte Constabel, der im Brückenkopf kommandirte. „Schon gestern haben wir Euer kaltes Blut bewundert — es war ein guter Stand da Oben.“

Er wies auf den Rand der Schanze, woselbst auf dem Parapet die Körbe sich erhoben, zwischen denen die großen Stücke postirt waren. Eine große Anzahl von Offizieren kam herbei, um den beliebten Meister zu begrüßen und neugierig beobachteten die Soldaten den in Schanzen und beim Feuer seltenen Gast.

„Ich werde auch heut' meinen Platz droben einnehmen, Meister Jonathan", sagte Callot. „Denn ich hoffe Etwas Absonderliches für meine Mappe zu gewinnen — seht her."

Er öffnete seine Mappe und hielt den hineinschauenden Soldaten die Zeichnungen hin, welche er im Laufe des vergangenen Tages entworfen hatte. Es waren Meisterstücke, wie das von Callot's kühnem Griffel nicht Anders zu erwarten, die Gestalten, das Licht, die ganze Umgebung — Alles stimmte so trefflich — Alles war so genau und so lebendig wiedergegeben, daß die Soldaten sich nicht satt sehen konnten.

„Der hier — der lange Heinrich von Hagenau —" sagte Einer, „der ist aber nicht mehr. Heut' früh hat eine Kugel ihm den Kopf weggenommen — dort ist sein Blut."

Er deutete auf einen großen feuchten Fleck an der Mauerung des Brückenkopfes. In diesem Augenblicke erbebte die kleine Schanze unter dem Donner des Geschützes der Franzosen und heulend fuhren die Geschosse in die Stadt.

„Sie fangen ordentlich an", rief Jonothan! „Auf Eure Posten, Jungens."

Die Leute eilten hinweg und Jonathan trat zu Callot.

„Wollt ihr wirklich hier bleiben, Meister?" fragte er.

„Es ist mein fester Wille. Hoffentlich geht diese Belagerung glücklich zu Ende für uns", sagte Callot. „Und da muß ich doch solch denkwürdiges Ereigniß für meine Vaterstadt verewigen durch meine Stichel — also will ich es genau beobachten. Wir werden uns vertheidigen, wie es braven Lothringern ziemt."

„Hm", machte Jonathan. „Ich hoff's — aber Ihr werdet heut' ein Höllenfeuer der Franzosen aushalten, wenn Ihr hier bleiben wollt. Der König Ludovikus ist in Person heut' in den Laufgräben — er will das Feuer hochselbsten kommandiren und hat gestern wiederum ein neues Außenwerk abstecken lassen. Schauet hinaus durch die Körbe, wie es heranzieht in der Erde, im Zickzack gegen uns, und wie es drinnen wimmelt, als wenn Ameisen sich be=

wegten — diese Franzosen haben den Teufel im Leibe."

Callot hatte sich dem bezeichneten Orte genähert. Er blickte über die Schanze hinaus. Im hellen Scheine der Augustsonne lag die Gegend um Nanzig vor ihm. Ueberall liefen die schwarzen Linien der feindlichen Werke durch die Felder. An vielen Stellen erhoben sich starke Ausbauten, von diesen glänzten die metallenen Schlünde und zuweilen fuhr ein Feuerstrahl daraus hervor, dem der Donner folgte. Ringsum schien die Gegend belebt, lange Reihen von Wagen und Reitern zogen heran, von den blanken Speerspitzen und Läufen der Arkebusen blitzte das Sonnenlicht auf — die Gräben schienen von dunkeln Gestalten erfüllt und selbst zwischen den Häusern der Dörfer, den Bäumen der Wälder, in den Weinbergen zeigten sich kleinere oder größere Trupps von Kriegern. Callot beobachtet das Alles mit den Blicken des Künstlers, der über den wundervollen malerischen Effect Alles andere vergißt."

„Es ist herrlich, solch' ein kriegerisches Bild", rief er.

Und wenn es wahr ist, daß der König von Frankreich heut' selbst den Befehl führen will, so will ich erst recht bei Euch bleiben — denn es wird dann eine große Action geben, die ich fleißig studiren möchte."

„Ihr wollt's", sagte Jonathan achselzuckend. „Aber Ihr sollt durchaus den Platz nehmen; den ich Euch gebe, damit Ihr sicher seid vor den Ballen."

Er führte den Künstler über den Gang, der innerhalb der Batterie angebracht war, hinter zwei mächtige, wohl an sechs Fuß die Brüstung überragende Schanzkörbe.

„Hier könnt Ihr einige Zeit sitzen ohne Gefahr zu laufen. Da — schaut ein wenig herum, wenn Ihr den Kopf vorneigt, sehet Ihr durch die Lücke hinaus in's Feld und mögt Alles wohl betrachten."

Jonathan reichte dem Künstler die Hand und stieg den Wallgang wieder hinab. Callot machte es sich bald dort Oben so bequem als möglich. Er hatte seine Mappe auf einen Stein gelegt, der dem ersten Korbe als Stütze diente und sein Sessel war eine leere Kiste. Emsig begann er mit der freudigen

Hast eines Künstlers die Umrisse der Gegend zu skizziren. Etwa zehn Schritt vor ihm stand ein Geschütz, an dessen Seiten wohlgedeckt von den Körben die Kanoniere sich befanden — lautlos — ohne ein Wort zu sprechen. Das Geschütz war groß und von starkem Caliber; es hatte sehr schöne Verzierungen an der Traube und an den Delphinen, selbst die Schildzapfen waren in Form von glatten Schlangen gegossen. Callot begann dieses Rohr und dessen Bedienungsmannschaft flüchtig zu zeichnen — er hatte so Viel zu schauen. Unterdessen begann auch wieder draußen das Feuer; von den vorgeschobenen Werken der Nanziger krachte es ebenfalls und ein dumpfes Geschrei trieb herauf, zugleich schmetterten die Trompeten laut und vernehmlich. Callot neigte sich, der Instruction Jonathan's gemäß — ein wenig vornüber — aber er wendete schnell das Haupt, denn jetzt entstand im Innern des Malzeville-Brückenkopfes eine Bewegung. Offiziere eilten zum Ausgange, die nicht an den Geschützen beschäftigten Mannschaften traten in Gruppen zusammen. Callot blickt neugierig auf den Ausgang des Werkes,

an welchem eine glänzende Gesellschaft erschien. Es waren jene Cavaliere und die Prinzessin von Pfalzburg, welche vom Schlosse herab in den Brückenkopf kamen. Die Soldaten begrüßten die hohen Herren mit lautem Hurrahrufen. Es war ein gutes, treues Volk, diese Lothringer — sie wollten sich gern wider die Franzosen schlagen und es schien ihnen wohl des Rühmens werth, daß die Herzöge und sogar eine Prinzessin in das Werk kamen, um Theil an dem Kampfe zu nehmen. Die Prinzessin, Prinz Heinrich und der Oberst Bellangé, ein Lothringer, der Prinz von Pfalzburg und sein Stallmeister Hans Kosta näherten sich der Wallkante.

„Mein Himmel — bei Sanct Georg, was sehe ich?" rief Prinz Heinrich. „Da ist Meister Callot — droben am Wall?"

Alle blickten empor zu den Körben und riefen dem Meister ihren Gruß zu, der sich hochaufgerichtet verneigte. Es war ein gar seltsames und doch schönes Bild — oben zwischen den dunkeln, vom Dampf des Pulvers geschwärzten Körben die schlanke, edle Gestalt Callot's, der den Griffel hielt, drunten

zwischen allerlei Kriegsgeräth die glänzenden Herren und die Prinzessin von den Soldaten umringt.

„Ihr seid in einer guten Werkstatt“, lachte Prinz Heinrich.

„Ich denke auch gute Modelle und guten Stoff für meine Werke zu finden“, entgegnete Callot.

„Daran sollt Ihr keinen Mangel haben, Meister“, rief die Prinzessin. „Wir wollen Euch gleich Etwas zu verewigen geben.“.

Sie schritt kühn den Herren voran, und bald waren Alle droben bei Callot. Sie begannen dessen Zeichnungen zu betrachten — aber mochte es nun Zufall sein — oder sah der Feind von unten die Menge der glänzenden Gestalten — es schlug plötzlich eine Kugel nicht weit von der Stelle ein, und fuhr prasselnd in den Sand und Rasenaufwurf des Mauerwerkes, die Zeichnungen Callot's und die Gewänder der Anwesenden mit Erde beschüttend.

„Ah, meine Herren“, rief die muthige Pfalzburgerin. „Ich wette, es ist ein Gruß Seiner allerchristlichsten Majestät. Der König soll seit heut' früh in Person kommandiren. „Kosta, das Rohr!“

Der Stallmeister brachte ein wohlgestelltes Fernrohr. Die Herren versahen sich nun ebenfalls mit einigen dieser noch seltenen Augenwaffen. Die Prinzessin trat an den Schanzkorb und drückte ihre feine Hand gegen denselben, dann das Rohr in die Hand legend, beobachtete sie scharf.

„Es ist, wie ich sagte", rief sie. „Schaut dort rechts — gegen die kleine Kapelle zu — dort hält der König Ludwig zwischen seinen Offizieren."

„Ja! ja! dort ist er", riefen die Herren.

Die Prinzessin reichte dem Künstler das Rohr.

„Schauet Euch die Herren da drunten recht wohl an, Meister Callot", sagte sie, „denn Ihr werdet bald Etwas erblicken, das da würdig ist, durch Euren Griffel verewigt zu werden."

Callot nahm das Rohr und schaute nach dem bezeichneten Orte aus. Er gewahrte jenseits der Werke von Nanzig, nicht weit vom Flußufer, in der Nähe eines kleinen Bethauses, eine Gruppe von Reitern. Es waren viele höhere Offiziere, theils in reich gestickte Wämmse, theils in halbe Eisenharnische gehüllt. In ihrer Mitte hielt König Ludwig XIII.

von Frankreich, den Callot genau durch das Fernrohr zu erkennen vermochte. Die Prinzessin von Pfalzburg war unterdessen an das Geschütz getreten, das nicht weit von Callot aufgestellt war. Sie sprach eifrig mit den Stückknechten und man sah, wie sie den Quadranten aufsetzte, scharf visirte und dann richten ließ. Callot bemerkte durch das Rohr eine Bewegung in der Gruppe. Er gewahrte, wie einige der französischen Offiziere nach dem Brückenkopfe deuteten.

„Sie scheinen die Prinzessin bemerkt zu haben", sagte Prinz Heinrich. „Es wäre besser, sie zöge sich zurück, man kann immer nicht wissen, was von da unten herkommt."

Der Prinz hatte kaum dieses Wort ausgesprochen, als das Geschütz, bei welchem die Prinzessin stand, sich mit gewaltigem Donner entlud und zwar war es die kühne Pfalzburgerin, welche das Rohr eigenhändig abgefeuert hatte. Callot schreckte ebenso zusammen, als die Herren neben ihm.

„Prinzessin, was ist das?" riefen Alle. Aber Callot hatte das Fernrohr wieder angesetzt — der

Schuß war genau gegen die Gruppe des Königs gerichtet worden und es fehlte nur sehr wenig, so hätte Frankreich schon im August 1633 die Regentschaft Anna's von Oesterreich gehabt. Alle Beobachtenden, auch Callot, sahen die größte Verwirrung dort unten. Die Kugel der Pfalzburgerin war dicht bei Ludwig vorüber in den Reiterhaufen geschlagen und hatte augenscheinlich verwundet oder getödtet. Callot sah eine Menge von Leuten auf die Gruppe zueilen, Alles rannte durcheinander und man trug eine Person hinweg. Gleich darauf ritt der König Ludwig im langsamen Galopp zurück, gefolgt von seinen Offizieren — die Stellung schien ihm denn doch zu unheimlich.

„Ha! ha! ha!“ lachte die Prinzessin. „Das ist herrlich. Ich habe den Herren Franzosen Eins auf den Pelz gebrannt. Der Schuß von der Malzeville-Brücke wird Seiner Majestät wohl gezeigt haben, daß die Stadt in guter Hut ist, wenn selbst die Damen also feuern.“

Sausend fuhr jetzt ein Geschoß von den Werken der Franzosen herüber und schlug prasselnd gegen

die Mauer. Es war offenbar gegen die Prinzessin abgefeuert worden, deren Gestalt sich ganz deutlich und vollständig ohne Schutz auf der Wallkante zeigte.

„Komm herab, meine Liebe“, sagte der Prinz von Pfalzburg, „Du hast genug gethan.“

„Erst diesen guten Leuten hier einiges an Geld — da — nehmt, meine Wackern. Die Prinzessin von Pfalzburg zahlt für ihren Schuß — haltet brav aus.“

Sie vertheilte Gold unter die Stückknechte. Callot hatte dieser Scene mit größtem Interesse gelauscht. Schon waren die Prinzessin, die Stückknechte, die ganze Umgebung seinem Skizzenbuche als Zeichnungen einverleibt. Er warf, an dem Korbe lehnend, noch schnell die Gestalt eines dicken lothringischen Artilleristen auf's Papier, als er den Prinzen von Pfalzburg und den Cardinal Franz von Lothringen, den Bruder des Herzogs, im eifrigsten Gespräche hinter sich bemerkte. Obwohl Callot nicht lauschen wollte, vielmehr emsig an seine Arbeit dachte, entging ihm dennoch ein Theil des Gespräches nicht.

„Zum Teufel auch", sagte Pfalzburg, „Du hast Recht."

„Glaub' mir", fiel Cardinal Franz schnell ein. „Es ist besser so — freilich hat dieser Schuß der Prinzessin hier neuen Glanz bei den Soldaten verliehen — man läßt sich am Ende für uns und die deutsche Sache todtschlagen — aber zum Henker — was hilft es, wenn die Franzosen hineinkommen? da schlägt man uns ebenfalls todt."

„Hoho!" sagte der Prinz. „Es wird so schlimm nicht werden. Fürstliche Häupter." —

„Pah! kennt Ihr den Herrn Cardinal Richelieu so wenig? heißt er umsonst die blutige Eminenz? ich sage Dir: Er läßt Eure — Unsre Köpfe springen wie Federbälle und nach diesem Schuß von vorhin ist Alles zu fürchten. Deine Gattin hat auf den Gesalbten, auf König Ludwig gefeuert — wir können Alles erwarten."

„Hm! hm!" machte der Prinz, sehr nachdenklich werdend. „Demnach meinst Du, es wäre besser, die Sache mit König Ludwig zu ordnen und — Nanzig den Franzosen" —

„Zu übergeben", setzte der Cardinal hinzu.

Callot's Griffel fuhr wild über das Papier — er hörte es deutlich: noch mitten in der Vertheidigung sprach der feige Priester schon von Uebergabe, trotz des redlichen Willens der deutschen Männer, die dort auf und an den Wällen standen, sollte Nanzig eine Beute der Franzosen werden. Aber was konnte der Künstler gegen die Machthaber ausrichten? Sie geboten in der Stadt — sie waren die Herren.

„Und wenn Du", fuhr Pfalzburg fort, „für uns so große Sorge hast — was wird mit Euch? meinst Du, der König und Richelieu würden die Prinzessin Margarethe freundlich empfangen, die wider Ludwig's Willen dem Herzog von Orleans angetraut ward?"

Der Cardinal blickte auf den zeichnenden Künstler — Callot hatte sich über das Papier gebeugt — er schien von der Unterhaltung nichts zu hören. Der Cardinal Franz zog den Prinzen ein wenig bei Seite.

„Ich bin auf alle Fälle gerüstet", sagte er. „Heute Abend noch entfliehe ich mit meiner Schwester aus Nanzig."

Der Prinz fuhr ebenso betroffen auf, als Callot betroffen sich noch tiefer duckte. Es war ein Komplott vorhanden — die Lothringer unterhandelten mit dem Feinde.

„Wie? Du wolltest wagen — —?“ fragte der Prinz.

„Es ist nicht allzuschwer“, sagte der Cardinal. „Ich habe schon — Du weißt es, zwei Mal mit Richelieu in der kleinen Stadt Charmes Unterredungen gehabt. Man ist geneigt, die Abdankung meines Bruders, des Herzogs Karl, anzunehmen; ich soll — Du weißt es, auf Lothringens Herzogsstuhl kommen, aber Nanzig muß übergeben werden. Es hilft Nichts.“

„Schändlich — schändlich“, keuchte Callot leise.

„Nun?“ fragte der Prinz, „und Dein Plan?“

„Höre an: Ich fahre heut' Abend wiederum nach Charmes. Es ist nur vier Meilen von hier; mit mir wird meine Schwester, in Mannskleider gehüllt, entwischen. Die Geleitbriefe des Cardinals bringen mich durch die Posten der Franzosen. Margarethe

als Page verkleidet ist ziemlich sicher — sie flieht nach Brüssel, wo der Herzog von Orleans sie erwartet. Ihre Flucht geht über Thionville.“

„Sehr wacker“, sagte der Prinz, mit dem Stiefel in den Sand stoßend. „Und wir bleiben in der Falle.“

„Ihr vertheidigt Euch eine Zeit lang noch recht wacker, derweilen mache ich den Frieden fest, erringe gute Bedingungen und bin gewiß: Richelieu wird die Unabhängigkeit Lothringens erhalten, es wird beim deutschen Reiche bleiben. Ihr Alle kommt gut davon. Reizt den Löwen nicht länger.“

Der Prinz schwieg. Er hatte wohl persönlichen Muth, aber eine so große Verantwortung auf sich zu nehmen, dazu fehlte es ihm an Thatkraft, seine Gattin war hundertfach stärker an Seele und Charakter als er.

„Da kommt die Prinzessin“, flüsterte er. „Ich bitte Dich um des Himmels willen, kein Wort zu ihr — von Deinem Plane. Sie wäre im Stande, Alles zu verderben und sich an der Spitze der Soldaten auf die Franzosen zu stürzen.“

Die Prinzessin kam näher. „Es geht gut!“ rief sie frohlockend. „Die Franzosen sollen sehen, was wir vermögen. Ich bin bis an das Ravelin des heiligen Emporius gegangen. Alles ist in bestem Stande, die Leute sind muthig, sie werden ausharren. Wir müssen Alles daran setzen, Nanzig zu halten. Wenn Euer Bruder, der Herzog Karl, sich gut in den Pässen der Vogesen hält, dann wird dieses Mal den Herren aus Paris die Sache nicht allzu leicht gemacht. Ich werde Alles anwenden, den Herzog zum starken Widerstande anzufeuern. Heut Abend will ich zu ihm hinaus. Ich kann noch durch die untere Stadt in’s Freie kommen.“

Er wechselte mit dem Prinzen bedeutungsvolle Blicke.

„Wie? Ihr wagtet solche gefahrvolle Reise?“ fragte die Prinzessin erstaunt.

„Es muß sein zum Heile der Stadt — und Lothringens“, antwortete heuchlerisch der Cardinal.

„Wir wollen heimkehren“, gebot Pfalzburg, den Cardinal fortziehend.

„Einen Augenblick“, rief die Prinzessin. „Ich will sehen, was Meister Callot skizzirt hat.“

Sie beugte das Haupt über Callot's Schulter auf dessen Zeichnungen. Die Herren stiegen langsam den Wallgang hinab.

„Trefflich — sehr gut und lebendig“, rief sie, „Ihr habt mich gut gezeichnet, ich erkenne mich wieder.“

Callot kämpfte mit sich selbst. Er war allein bei der muthigen Frau, sollte er nicht ihr den geheimen Plan des Cardinals entdecken? Die Intrigue enthüllen? Sicherlich würde die Prinzessin ihre Maßregeln getroffen, die Stadt wohl vertheidigt haben, aber wenn es dann mißlang? War Callot nicht Schuld an dem vielen Blute, welches vergossen wurde und konnte Lothringen wirklich den mächtigen Franzosen widerstehen? Es war nach des Cardinals Rede die Möglichkeit eines guten Friedens vorhanden, vielleicht ging es doch noch ohne gänzliche Einverleibung Lothringens in Frankreich ab und endlich dachte Callot, daß Nanzig sich bis auf den letzten Mann halten werde, Cardinal Franz war doch nur

ein Priester. Noch einige Lobeserhebungen spendete die Prinzessin dem Künstler — Callot schwankte wieder. Sie sprach so herrlich, von dem festen Verlangen beseelt, die Stadt halten zu wollen. Callot entschloß sich zu sprechen, da donnerte es aus den feindlichen Werken mit furchtbarer Gewalt herauf, dichter Rauch umhüllte die Gegend, die Blitze des Geschützes zuckten aus den grauen Dunstmassen und ein Hagel von Eisen rauschte über Nanzig hin, faßte die Dächer der Häuser an den Werken und schleuderte Massen von Splittern, Steine, Sand und Balken an den Brückenkopf, während die Erde unter dem Drucke der Gewalten von Feuer und Luft bebte.

„Hui!" rief, trotz ihrer Stärke erbleichend, die Prinzessin. „Es ist furchtbar."

Man trug Verwundete aus der Schanze herauf. Callot sah, daß seines Bleibens nicht länger hier sei — er eilte hinab und erreichte bald die Stadt und sein Haus. Tief sinnend und die Stirne in ernste Falten legend stand er in seinem Arbeitszimmer. Seine Nerven waren mächtig erregt von

Allem, was er gehört und gesehen — seine Schläfen pochten. Callot liebte sein Vaterland. Er hatte drei Dinge, die er besonders hoch hielt: Nanzig, seine Gattin und — seine Kunst. Er hielt Vaterland — Haus und Glück — und die Kunst für unzertrennlich von einander —. Eines dieser schönen Besitzthümer sollte ihm entrissen werden. Callot's Augen füllten sich mit Thränen — er seufzte tief auf, als seine Katharina, die voll Angst des Gatten Heimkehr erwartet hatte, seine heiße Hand ergriff und ihn fragte:

„Mein liebster Mann, was hast Du? Deine Augen sind thränenfeucht — Deine fleißige Hand brennt.“

„Ach — Nichts — Nichts“ — sagte Callot, sie sanft an sich ziehend. „Ich fürchte nichts für mich — aber ich fange an zu glauben, daß Du schärfer gesehen hast, mein Käthchen, als ich — und viele andere in Nanzig.“

Callot blieb bis zum Abend im Hause, dann nahm er seinen Hut, steckte den Degen an und wanderte noch einmal durch die Gassen bis zum

unteren Thore. Dort stand er still. Das Geschützfeuer hatte nachgelassen, nur hin und wieder dröhnte ein Schuß durch die abendliche Ruhe, welche auf Stadt und Gegend sank. Am Thore war Niemand von den Bürgern zu erblicken, nur die Posten an der Pforte schritten auf und nieder. Callot lehnte an dem steinernen Bilde des heiligen Georg, welches dicht an der Gasse sich befand — ein Wagen rasselte heran. Callot richtete sich empor — er erkannte das Fuhrwerk des Kardinals — ohne Scheu, ganz offen fuhr Franz von Lothringen in das Lager des Feindes. Als die Karosse dicht bei dem Heiligenbilde angelangt war, konnten die im Innern des Fuhrwerks Sitzenden und Callot einander erblicken. Der Künstler hatte sogleich den Kardinal erkannt — und dieser ihn. Aber Callot's geübtes Auge erkannte auch den neben Franz sitzenden wunderschönen Pagen. Es war Prinzessin Margarethe. Der Kardinal rief dem Posten am Thore zu:

„Offizier, ich fahre hinaus — zum Thore hinaus — dringende Geschäfte für die Stadt."

Dem Befehle des hohen Herrn gehorchend, öff-

neten die Posten die Thorflügel — Callot's drohender Blick traf den Kardinal, der scheu und verlegen die Augen niederschlug. Die Karosse fuhr durch das Thor, welches sich krachend schloß.

„Es ist vielleicht besser so", sagte Callot heimkehrend. „Diese Prinzessin brachte Unheil über die Stadt — es ist hoffentlich mit ihr zum Thore hinaus. Die, welche drinnen geblieben, können Nanzig wider den Feind halten." —

Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht: die Prinzessin Margarethe sei aus der Stadt entflohen. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, wie das geschehen sein könne? Jakob Callot wußte es wohl. Aber seine Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. — Bald nach des Prinzen Kardinals Abreise tauchten allerlei seltsame Vermuthungen auf. Man sprach davon, daß der Herzog Karl sein Heer verlassen und mit Richelieu zu Charmes eine Unterredung gehabt habe, daß daselbst hinter dem Rücken der braven Vertheidiger Nanzigs ein schmählicher Frieden unterzeichnet worden sei — der Deutschland Gefahr bringen werde. Der Kardinal Franz

hatte im Namen seines Bruders diesen Frieden unterzeichnet und zwei andere Priester, der Kardinal la Valette und der päpstliche Nuntius waren als Zeugen dabei gewesen — wenn man Seine Eminenz den Herrn Kardinal Richelieu hinzurechnete, so war dieses herrliche Werk von vier Priestern vollendet worden. Es hieß zwar: Lothringen solle dem deutschen Reiche verbleiben, aber die Hellsehenden wußten was es damit auf sich hatte. Bald wurden diese Gerüchte zur Gewißheit: die Lothringer hatten den elendesten Frieden unterzeichnet, sich aller Vorwürfe und Fehler gegen Frankreich schuldig bekannt, sie unterwarfen sich Ludwig, sie zerrissen alle Bündnisse mit dessen Feinden, sie überlieferten endlich die so wacker vertheidigte Stadt Nanzig den Franzosen, ehe diese nur einmal es gewagt oder unternommen hatten, Sturm zu laufen. Noch unversehrt standen die Wälle, die Schanzen, die Pallisaden, noch geladen ruhten die Stücke in den Scharten, als schon König Ludwig an der Spitze seiner Truppen in Nanzig den Einzug hielt, den er fast ohne eigentlichen Schwertstreich errungen.

Unter den vielen deutschen Männern, welche es Landes Schmach am tiefsten beugte, war Jakob Callot einer der Gebeugtesten. Er empfand die Demüthigung so schwer, daß er seit dem Einzuge der Franzosen sein Haus nicht mehr verlassen hatte. Was ihn und seine Freunde noch bitterer kränkte, als die Uebergabe selbst, das waren die Nachrichten, welche man über das Benehmen der Prinzen und ihres Anhanges den Franzosen gegenüber erhielt. Dieser ganze Troß von feigen und vaterlandslosen Leuten buhlte förmlich um des Königs Gunst, der mit dem Hofstaate und seinen ersten Offizieren auf dem alten Schlosse von Nanzig Wohnung genommen hatte. Wenn auch Herzog Karl von Lothringen als Entschuldigung seiner Zuvorkommenheit gegen Ludwig XIII. den erzürnten Landsleuten insgeheim die Versicherung gab: er thue das Alles nur, um günstige Friedensbedingungen und Lothringen demnach beim Mutterlande zu erhalten, so schüttelte Jedermann, der deutsch dachte und fühlte, dennoch unwillig das Haupt, weil man einsah, wie gerade solches Gebahren die Franzosen täglich nur stolzer und

übermüthiger machte, da sie leider sehen mußten, daß nicht ein Mann den Muth hatte, der französischen Aufgeblasenheit, dem Dünkel der Herren von Paris — dem eigensinnigen Könige und dessen befehlshaberischen Anordnungen zu trotzen. Nicht einer wagte zu widersprechen, sondern Alles, was die Sieger wollten, geschah, ja man that oft mehr noch: man kam ihren Wünschen unaufgefordert entgegen. Jakob Callot blieb während dieser Zeit düster, schweigsam. Selbst seine geliebte Katharina vermochte ihn nicht zu erheitern. Er hatte, wie es schien, mit der Welt abgeschlossen. vergebens suchte Katharina ihn durch Hinweis auf die bunte, für den Künstler so lohnende Menge von Besuchern aller Art, die sich jetzt in Nanzig einfanden, zum Ausgehen zu bewegen. Aber eines Tages, als beide Gatten an ihrem Tische saßen und Callot eben traurig ein Glas deutschen Weines leerte, erschien sein Diener mit der Meldung: daß draußen ein Bote des Herzogs Karl von Lothringen sei, der den Sieur Callot auf das Schloß zum Könige von

Frankreich berufen solle. Karl war Jakob's Landesfürst, er gehorchte.

„Was mag es nur zu bedeuten haben?" sagte Callot finster, als der Bote ihn verlassen hatte. „Was will der König von mir?"

„Vielleicht eine Auskunft wegen der Schätze von Bildwerken aller Art", meinte Katharina.

„Ich wäre froh, dieser Herzog hätte mich nicht zum Franzosenkönige gerufen. Ich gehe recht ungern."

Aber Katharina bat und bat so lange, bis Callot sich entschloß. Zur festgesetzten Zeit, es war die Nachmittagsstunde, verließ er, beklommenen Herzens, nach wochenlanger Zurückgezogenheit, sein Haus. Katharina hatte wohl bemerkt, wie innerlich erregt der Gatte war, wie sein Gesicht bleicher als sonst, wie seine Lippen unwillkürlich in zitternder Bewegung waren. Auch bei Callot war die sinnige Arbeit des Künstlers nicht spurlos an seiner Gesundheit vorübergegangen, seine gereizten Nerven hemmten oftmals den ruhigen Gang und machten die Hand erlahmen. Callot schritt durch die Gassen,

welche mit Soldaten, Krämern, Seiltänzern und Gauklern, Gaffern, Müßigängern, Reitern und Karossen, mit Dirnen und Pagen, Dienern und Kavalieren angefüllt waren, auf das Schloß zu. Als er vor dem Portale angekommen war, erblickte er einige Gardesoldaten in ihren glänzenden Harnischen, die Schweizer des Franzosenkönigs in den rothsammtenen Wämmsern, mit den blitzenden Hellebarten, auf denen die drei Lilien geätzt waren, schritten gravitätisch auf und nieder, vor allen Anderen aber blähte sich am Portale ein Troß jenes gefürchteten adeligen Corps — jener Musketiere des Königs, deren Abenteurerlust, Unverschämtheit und Raufsucht, allerdings auch Tapferkeit, diesen Leuten einen Ruf in halb Europa verschafft hatte. Callot ward schon bei diesem Anblick erstaunt. Er wollte eben das Portal passiren, aber mit einem groben „Zurück da!“ streckten ihm die Schweizer die Hellebarden entgegen. Die Musketiere betrachteten ihn geringschätzend. Callot war darüber eigentlich erfreut, hatte er doch nun eine Gelegenheit, umkehren zu dürfen, aber als er sich schon wendete, erschien

ein junger Offizier, Herr Marquis von Blainville der die Capitainsuniform des Regimentes Lenoncourt trug und stieß die Schweizer zurück.

„Mein theurer Sieur Callot", rief er. „Verzeihung, diese Bursche kannten Sie eben nicht. Kommen Sie — des Königs Majestät will Sie gleich sprechen."

Callot schritt mit dem Marquis durch die weiten Flure, die Gänge und über die Treppen des Schlosses. Alle Räume wimmelten von Bittstellern — oder Kavalieren, Dienern und Soldaten — und was sonst zum Hoofstaate des Königs gehören mochte. Der Marquis und Callot schritten durch die Hirschgallerie bis in die Zimmer der lothringischen Herzöge. Callot kannte jeden Winkel. Wohl hundert Mal war er hier überall als Knabe umhergekrochen — mit seinem Vater durch die glänzenden Räume gewandert. Alle jene Wappen und Sprüche, jene Bilder und Zierrathen erinnerten ihn an die ehemalige Hoheit deutscher Fürsten, die nun zu Grabe getragen werden sollte. Endlich kamen Beide, zwischen viele Hofleute hindurch, in den Audienzsaal. Da

stand der alte gestickte Thronsessel der Lothringer, die holländischen Teppiche an den Wänden hingen noch so hernieder, wie ehemals, unberührt, und die goldenen Kreuze der Lothringer — auf azurblauem Grunde sich erhebend — schauten noch ebenso stolz hernieder als der goldene Adler im rothen Felde mit den Ranken von Distelstengeln und Kastanienzweigen umgeben, zwischen denen der Spruch Lothringens: „D'Ardents desors, c'est mon espoir — toute pour une — j'espère avoir“ glänzten. Warum hatten sie die deutschen Sprüche nicht behalten?

Callot betrachtete alles mit großen Blicken — es schien ihm, als wäre schon der Herzog entthront. Da kündigte der Gardehauptmann, Herr von Calsors, den König an und gleich darauf trat Ludwig gestiefelt und gespornt in den Saal. Die ganze, zahlreiche Gesellschaft verneigte sich tief, die Trabanten stießen ihre Hellebardenschäfte gegen den Boden, die Musketen klirrten. Der König war ganz in dunkelbraunen Sammet gekleidet, er hatte korduanlederne Stiefel mit goldenen Sporen an den Füßen und

eine Reitgerte in der Hand. Er grüßte sehr artig und graziös nach allen Seiten. Hinter ihm kamen — Callot biß sich die Lippen: Carl von Lothringen, dessen Bruder Franz, der Cardinal, der Prinz von Pfalzburg, Prinz Heinrich von Lothringen, Marschall la Force, Herr von Chaumont, der Duc de la Vallette, und noch eine große Zahl anderer Herren — aber die Damen fehlten. Die muthige Prinzessin von Pfalzburg hatte sich nicht bei Hofe eingefunden. Besonders auffällig war inmitten dieser glänzenden, auch von vielen in reichen Gewändern prunkenden Prälaten besuchten Gesellschaft die sehr unschöne Figur eines Kapuzinermönches, dessen schielendes Gesicht und faunisch verzogener Mund höchst unangenehm auffallen mußten. Dieser häßliche Mönch war der berüchtigte Pater Joseph, des mächtigen Richelieu's rechte Hand, Spion, Unterhändler oder sonst Etwas, wozu der Cardinal ihn brauchen mochte — der Pater, den man zum Unterschied von seinem Gebieter: die graue Eminenz nannte. — Ludwig sprach noch mit einigen der Herren. Die Prinzen suchten Callot nahe zu kommen, der sie kaum be-

achtete. Sie schämten sich vor dem Künstler. Endlich gelang es Herzog Carl, dicht an Callot zu gelangen.

„Nehmt Rücksicht auf den König — auf uns!“ flüsterte er schnell dem Künstler zu.

„Welche?“ fragte Callot finster dreinschauend.

„Ihr werdet es erfahren“, zischelte der Prinz. „Seid willig. Wir müssen uns Alle in's Unvermeidliche fügen.“

„Oh — gnädiger Herr — das war nicht nöthig“, sagte Callot bitter lächelnd. Sie durften nicht so enden.“

„Ich bin nicht am Ende, Callot — Alles wendet sich noch. Aber wir müssen dem Könige gefällig sein — diable! es ist der Sieger vor uns. Seid freundlich — der König meint es gut mit Euch. Wir wollen ihn bei Laune erhalten. Kommt“, und ehe der Künstler noch antworten konnte, zog Carl ihn schon zum Könige, der nicht auf dem Throne, sondern auf einem Sessel daneben Platz genommen hatte.

„Ah, mein Meister Callot“, rief Ludwig, sehr freundlich dem Künstler die Hand reichend. „Wie freue ich mich, den Mann wieder zu sehen, der für unsern Ruhm schon viel that. Eure Stiche von la Rochelle und Rhé sind lebendige Berichte der Thaten der französischen Armee.“

Callot neigte sich bescheiden. Er dankte — er beugte sich nicht.

„Mein Vetter von Lothringen“, fuhr Ludwig fort, „hat viel Schönes hier — aber Callot ist sein Bestes. Nun, Meister“, sagte er fast lachend, „es handelt sich um meinen Einzug in Nancy — er ist mir freilich leicht geworden — obwohl die böse Prinzessin mich beinahe erschossen hätte — aber Dank meinen Vettern von Lothringen ward die Sache schneller abgemacht, als ich selbst hoffte.“

Die Deutschen knirschten, die Lothringischen Prinzen senkten beschämt die Blicke zur Erde — diese Worte des Königs waren so absichtlich gesprochen, wurden so boshaft betont, daß Niemand als die Franzosen darüber erfreut sein konnten. Callot fühlte, wie das

Blut ihm in's Antlitz stieg — kein Mann in dieser großen Gesellschaft entgegnete darauf Etwas.

„Nun also“, fuhr Ludwig fort. „Diesen Einzug, meinen Ritt in die Stadt Nancy, den sollt Ihr verewigen durch Euren Griffel, durch Euren Grabstichel zum Angedenken für die kommenden Geschlechter. Es wird ein gutes Werk werden.“

„Aller Augen hafteten an Callot. Man weidete sich theilweis an seiner inneren Qual, die sich deutlich auf dem Gesicht abspiegelte, theils bedauerte man ihn, der Künstler empfand diesen neuen Schimpf nur zu tief. Er rang mühsam nach Fassung. Der König blickte ihn verwundert an.

„Nun — Meister“, rief er, „was soll das Zögern? Ich will hoffen, Ihr habt keine abschlägliche Antwort.“

Seine Stirn runzelte sich, seine Sprache ward holprig, wie immer, wenn der Zorn auf seine Lippen trat. Callot hatte sich gefaßt.

„Sire!“ sagte er mit fester Stimme, „ich werde niemals diese Arbeit beginnen.“ Ein Schrei entfuhr

dem Munde des Königs — ein dumpfes Gemurmel der Menge folgte.

„Und weshalb nicht?“ fragte Ludwig.

„Weil“, rief Callot, Alles vergessend, „weil ich ein Lothringer bin — und weil ich mir viel lieber die Daumen meiner Hände abschneiden lassen will, als meine Kunst dazu herzugeben — ein Bild von der Schmach zu entwerfen, die meinem Fürsten und meinem Vaterlande angethan ward.“

Das Gemurmel ging in einen Tumult über. — Viele Herren riefen laut um Bestrafung, aber viele andere traten zu Callot, sie rühmten seinen Muth — die Deutschen waren stolz auf ihn — endlich hatte ein Mann gewagt, dem Stolze der Franzosen Hohn zu sprechen — endlich war es Ludwig gesagt worden, daß noch Herzen in Nanzig für die Sache des Vaterlands schlugen. Der böse Pater Joseph redete dem König recht eifrig hetzend ins Ohr, aber — wider alles Erwarten — schob der König ihn bei Seite und näherte sich Callot, den selbst die Franzosen seines Muthes wegen belobten und der bleich und trotzig inmitten des Saales stand.

„Meister“, sagte der König, seine Hand auf Callot's Schulter legend. „Diese Eure Worte haben Euch nicht bei mir geschadet. Ich ehre den Muth — die Liebe zum Vaterlande. Messieurs,“ rief er, sich zu den Kavalieren wendend, „meine Vettern von Lothringen mögen stolz sein, solche Männer ihre Unterthanen nennen zu können.“

„Sire“, sagte Carl von Lothringen leise, „lassen Sie die guten Leute beim deutschen Reiche.“

„Still“, flüsterte der König, „die graue Eminenz beobachtet uns.“

Ludwig war in Richelieu's Hand — Joseph mußte Acht haben. Niemand wagte etwas gegen ihn. Der König nahm Karl's Arm und ging mit ihm in ein Nebenzimmer, nachdem er Callot freundlich gegrüßt hatte. Die Lothringer wurden wieder von Hoffnung erfüllt. Alles umringte Callot, Glück wünschend — die französischen Edelleute brachten ihm ihre Hochachtung dar; wie immer der Muth sich die allgemeine Anerkennung bei Freund und Feind schafft — so auch hier. Callot ward gefeiert — sein Muth, seine Redlichkeit hatten den Ruf von

Nanzig gehoben, die Deutschen hatten einen Mann in ihrer Mitte, der dem Sieger und seinen Verlockungen zu trotzen wagte. Jakob's Heimweg in seine Wohnung glich einem Triumphzuge. Er wurde von seinen Freunden geleitet und von den Bürgern empfangen, denn blitzschnell hatte sich die Kunde verbreitet. Als er in seinem Zimmer angekommen war, brach er ohnmächtig zusammen. Die Erregung hatte ihn aufrecht erhalten — die Kräfte verließen ihn jetzt. Von seinen Freunden umringt, erholte er sich wieder in Katharina's Armen.

„Meine Lieben", sagte er, „es war eine schöne Minute in meinem Leben, als ich mein freies Wort sagen durfte. Wohl ward es erkannt, daß es noch Männer giebt, denen das Vaterland hoch und heilig steht — dennoch", seine Stimme nahm den Ausdruck tiefen Seelenschmerzes an, „dennoch — glaubt mir — Lothringen ist für immer verloren — dahin für uns. Diese Prinzen sind in Frankreichs Banden — sie werden sich nicht davon frei machen — und die Beute den Franzosen wieder abzujagen — Gott im Himmel! welch' Blut würde da fließen? —

ich aber werde meines Landes Schmach nicht überleben."

Er lehnte sein Haupt an die Brust der Gattin — winkte mit der Hand und langsam entfernten sich die Freunde. — Callot's Prophezeihung traf ein: Richelieu vertrieb später den Herzog. Im Jahre 1670 nahm Frankreich das Land für sich. Aber Callot erlebte diese Schmach nicht mehr. Als die Franzosen wieder gegen Nanzig rückten und Lothringen besetzten — entschloß er sich, die geknechtete Heimath zu verlassen — allein die Liebe zum Vaterlande war allzu mächtig in ihm — das treue Herz des trefflichen Künstlers brach unter dem Schmerze. Jakob Callot verschied bereits im Jahre 1635. Er hatte den geliebten Boden Lothringens noch nicht verlassen. — Auch die letzte seiner Prophezeihungen ist in Erfüllung gegangen: Mit vielem und kostbarem Blute haben die Deutschen das zurückgenommen, was Feigheit und Hinterlist ihnen dereinst entrissen. —

Auf der Felsbank von Bahama.

Im Jahre 1840 war Baltimore schon ein Platz von höchster Bedeutung für den Handel Nordamerikas. Insbesondere bildete es den Mittelpunkt des Tabackhandels, das braune Blatt Marylands und Virginiens fand in Baltimore die eifrigsten Abnehmer und Spekulanten. Die mit Taback, Reis und dem wunderschönen Weizenmehl, welches die Mühlen von Baltimore liefern, beladenen Schiffe gehen nach allen Richtungen der Windrose in großen Massen hinaus über die Meere. Der Hafen ist freilich mit einem schmalen Eingange versehen, den das Fort Henry schützt; die Schiffe bis zu 600 Tons liegen daher unterhalb der Stadt. Es können nur Fahrzeuge bis zu 200 Tons dicht an Baltimore kommen, um auszuladen. Das hindert jedoch den ungeheuern Verkehr nicht; denn das Ab- und Auf-

laden der Schiffe wird durch kleine Barken besorgt, die wenig Tiefgang haben und den Verkehr zwischen Stadt und Schiffen oder vielmehr Hafen vermitteln. Dabei geschieht oder geschah es vielmehr — denn heutzutage ist Alles viel regelmäßiger und geordneter —, daß die Frachten oft genug nicht besonders gewissenhaft verladen wurden; denn eine strenge Controle war schwierig, weil die kleinen Fahrzeuge, welche den Verkehr zwischen Stadt und Hafen unterhielten, sich leicht genug einer genauen Untersuchung zu entziehen vermochten und selbst noch auf der Fahrt bis zum Hafen allerlei unerlaubte Dinge: Contrebande, feuergefährliche Stoffe und dergleichen an Bord nehmen konnten, wovon man in der Stadt und in den Schifffahrtscomtoiren keine Ahnung hatte. Außerdem war es gewandten Schwindlern leicht, die verladenen Waaren umzutauschen, schlechtere dafür an Bord zu nehmen und dann an den Ausladeplätzen irgend ein Seeunglück vorzuschützen, welches die Waare verschlechtert hatte; oft genug mußten auch die Seeräuber herhalten, welche freilich zu jener Zeit noch recht munter ihr Wesen

trieben, so zwar, daß an verschiedenen Orten Schiffe fortwährend kreuzen mußten, um die Kauffahrer nur ein wenig zu schützen. Man wird aus der nachfolgenden Erzählung ersehen, weshalb ich diese Umstände und Verhältnisse des einstigsten Schiffs- fahrts- und Handelsverkehrs in Baltimore so besonders hervorhebe, und ich bitte den geneigten Leser diese Notizen im Gedächtnisse zu behalten.

Im Jahre 1840 wurde der Verkehr mit Europa, den Inseln, Afrika und Asien zum großen Theile noch durch Segelschiffe unterhalten. Die Geschäfte gingen vortrefflich. Die Capitains der Segler fuhren mit kleinen Schiffen aus, welche verhältnißmäßig schwer beladen waren, aber als gute, schnellsegelnde Fahrzeuge galten und neben den Frachten auch Personenbeförderung übernahmen. Da jene Schiffe eben klein waren, konnten natürlicherweise nur wenig Passagiere Platz finden. Die Reisespesen flossen in die Taschen der Capitains. Daß dabei viel Unfug getrieben, der Reisende oft geprellt und der Willkür der Seeleute preisgegeben wurde, ist begreiflich. Es war deshalb immer gerathen, sich solcher Schiffs-

führer genau zu versichern. Dessen ungeachtet fielen allwöchentlich fast Streitigkeiten vor. Man hatte stets Nachrichten von Gerichtsverhandlungen, welche die Schiff- und Hafenjury abzumachen und zu entscheiden genöthigt ward; aber in den meisten Fällen gingen die Kapitains siegreich aus solchen Streiten hervor, schon deswegen, weil bei allen Betrügereien, Ungehörigkeiten und selbst Gewaltthaten Capitain und Mannschaft unter einer Decke steckten und das Zeugniß der letzteren stets zu Gunsten des Führers ausging, mit dem sie die Beute theilten. — Man hörte ganz entsetzliche Dinge von der frechen Willkür der Capitains, von ihrer Brutalität und der Gewissenlosigkeit, welche sie den Passagieren sowohl als auch den ihnen anvertrauten Waaren gegenüber an den Tag legten. — Allmählig waren diese Uebelstände so schlimm geworden, daß dringende Abhülfe geboten ward, und es bildeten sich deshalb in aller Eile die „Schiffsassecuranzen." Sie trugen im Allgemeinen denselben Charakter, welchen sie heutzutage noch tragen — nur fehlte dabei ebenfalls die staatliche Controle, oder sie wurde doch nur flüchtig

ausgeübt, und so hörte man denn auch bald von den Assecuranzen allerlei Nachtheiliges. Einmal sollten sie ebenfalls mit den Capitains halbpart machen; dann sagte man ihnen eine sehr oberflächliche Geschäftsführung nach; ferner wollte man wissen, daß bei Klagen Seitens der Geschädigten die Processe in künstlicher Weise verschleppt worden seien, da die Advokaten ebenfalls ihren Antheil an der Beute erhielten.

Schon zu jener Zeit machte in Nordamerika die Frage über „Emancipation der Sklaven" viel von sich reden. Es gab große Parteien dafür — noch größere dagegen. Jener furchtbare Krieg, den die gegenwärtigen Geschlechter erlebt und durchlebt haben, ist das Resultat aller der Bewegungen, welche zur Zeit meiner Erzählung bald mehr, bald minder lebhaft sich in der Gesellschaft zeigten. Besonders waren es die Theorien des Pflanzers John M'Donogh bei New-Orleans, welche Aufsehen erregten. Er bewies, daß es möglich sei, die Emancipation der Sklaven durchzusetzen, ohne den Eigenthümern derselben oder dem Staate Opfer aufzuerlegen. Die

öffentliche Stimmung wurde durch diese Ansichten eine höchst aufgeregte. Man stritt mit Feuer für die Aufhebung der Sklaverei und bekämpfte andererseits die Emancipation ebenso eifrig. England hatte 1838 seine Sklaven in den britischen Colonien freigegeben, es übte ein Durchsuchungsrecht aller verdächtigen Schiffe aus. Frankreich dagegen, welches zur Zeit der Revolution so viel von Menschenrechten gesprochen hatte, machte heftige Opposition gegen das Durchsuchungsrecht und behauptete: England wolle die Entfesselung der Neger, um die Zerstörung der Production auf den Antillen herbeizuführen. Dieser Widerspruch fand in Amerika ein sehr geneigtes Ohr, es wurden zwischen den französischen Colonien und Besitzungen und dem amerikanischen Festlande eifrige Unterhandlungen darüber geführt. Diesen Verkehr und Austausch vermittelten gleichfalls die Frachtschiffe, welche von Amerika nach den französischen Inseln Afrikas, Amerikas und den daselbst gelegenen Colonien fuhren. Ein Hauptsitz der Opposition gegen die Emancipation der Sklaven war Guadeloupe — jene südlich von Antigoa

gelegene Insel. Dort hatte der ungeheure Ertrag, den die Plantagen abwarfen, die Pflanzer zu grimmigen Feinden der Abschaffung der Sklaverei gemacht. Für sie waren die Neger ein mächtiges, hohen Zins tragendes Capital, dessen Entäußerung sie unter keinen Umständen zugeben wollten. Die nordamerikanischen Gegner der Emancipation reichten ihnen die Hand, und der Menschenhandel ging seinen ruhigen Gang weiter, da auch England die Visitation der Schiffe nur sehr lässig betrieb. — Das freundliche Verhältniß der nordamerikanischen Sklavenfeinde zu den französischen gestaltete sich sehr innig. Zwischen beiden Theilen wurde lebhafter Verkehr hergestellt, und die Schiffe von Baltimore unterhielten denselben eifrig und mit großer Gewandtheit. Diese Dienste und Vermittelungen besorgten jene oben angeführten Capitains. Sie standen sich vortrefflich dabei. Die Zeitungen, Flugschriften und und dergleichen, welche die Emancipation schmähten und für die Sklaverei predigten, führten sie vom Festlande Amerikas nach den französischen Colonien und Inseln, und umgekehrt. Sie erzählten grausige

Dinge von den Plänen der Neger, machten die Freunde der Emancipation ängstlich und übten im Verein mit ihren Verbündeten die gröbsten Betrügereien bezüglich der ihnen anvertrauten Waaren aus — Schurkenstreiche, welche die Gesinnungsgenossen ihnen gern nachsahen. Dieser Austausch von Ansichten und Diensten stand in höchster Blüthe auf der Linie Baltimore und Guadeloupe.

Nachdem ich diese Schilderung der Verhältnisse gegeben, komme ich zu meiner Erzählung. Ich war seit dem Jahre 1837 in Baltimore ansäßig. Mit leidlichen Glücksgütern gesegnet, ward es mir nicht schwer, eine Art von Verbannung zu tragen, welche in Folge des Aufstandes von Untercanada über viele der Kämpfer gegen England verhängt worden war. Die Vorgänge in Quebeck, die blutigen Aufstände wider die Willkür des englischen Regiments hatten auch mich fortgerissen, und ich war, als ehemaliger Militairzögling, bald zu dem Range eines Offiziers bei der aufständischen Armee gestiegen, welche der Bund der „Söhne der Freiheit" zusammengebracht hatte.

Nach einigen sehr blutigen Gefechten gegen die Insurgenten in Ober- und Untercanada zogen diese den Kürzeren, und Viele wurden erschlagen, erschossen oder kamen in den Wildnissen um. Andere, unter ihnen viele Offiziere, flüchteten nach den Vereinigten Staaten. Auch ich gehörte zu Denen, welchen das Glück wohl wollte. Ich entkam nach Baltimore, und da später zwischen England und Canada eine Vereinigung stattfand, erhielt ich auch meine Besitzung, sowie das mit Beschlag belegt gewesene Vermögen frei. Ich hatte jedoch keine Lust, nach Canada zurückzukehren, sondern blieb im Dienste der amerikanischen Republik, nachdem ich meine Anstellung im dritten Artillerie-Regimente erhalten hatte. Viel weniger als heute waren damals die Soldaten in Amerika an Zahl und Einfluß groß, aber man bewies ihnen doch jede Aufmerksamkeit, da die kleine Militairmacht der Staaten den Kern oder Stamm bildete, an welchen sich die Milizen lehnten.

Außerhalb des Dienstes hatte der Offizier viel Annehmlichkeiten. Man war in der guten Gesell-

schaft gern gesehen, die noch nicht, wie heutzutage, durch die Geldspeculation von allen anderen Dingen ferngehalten ward; man war geachtet, besonders wenn man im Feuer gestanden hatte. Eine ganze Zeit lang ist diese allgemeine Hochachtung für den Offizier in Nordamerika nicht vorhanden gewesen, freilich trugen die Offiziere das Ihrige dazu bei; erst nach den letzten Kriegen lernte man den Werth guter und treuer Führer schätzen. Genug, im Jahre 1840 war unsere Stellung eine angenehme und die besten Kreise für uns geöffnet. Ich hatte die Bälle des Winters von 1839 zu 1840 fleißig besucht und mancherlei gute Bekanntschaften gemacht. Wenn der Dienst vorüber war, besuchten wir Offiziere häufig das Kaffeehaus auf der Baltimorestraße.

Hier fand man die auserlesenste Gesellschaft. Vom Hafen her kamen die soeben gelandeten Fremden; die Nachrichten aus Europa, Afrika und von den Inseln fanden zuerst ihren Weg in Frazer's Kaffeehaus, welches ganz im elegantesten französischen Style eingerichtet war. Allerdings paßte ein Theil der Gäste nicht zu der noblen Einrichtung.

Die Yankees machten sich in unangenehmster Weise breit, lehnten die Füße gegen die Sammetmöbel und qualmten scharfe Cigarren, deren Asche sie überall umherstreuten; dabei gab es in ihren Gruppen stets eine so laute Unterhaltung, daß man immer vermeinte, es werde ein Streit auf's Messer geführt. Nebenbei fanden sich auch einige Capitains der Fahrzeuge, welche im Hafen lagen, ein, und man sah darunter seltsame Gestalten. Sie hatten Alle viel Geld und ließen ebensoviel draufgehen. Von einigen wußte man, daß sie Sklaven und Contrebande handelten.

Eines Tages war ich wieder in Frazer's Kaffeehaus mit mehreren Kameraden beim Kaffee und der Cigarre. Wir hatten eine Fahrt nach Snowhill verabredet, und da es schönes Wetter zu werden begann, freuten wir uns auf den genußreichen Tag. Es wurden verschiedene Pläne entworfen, die Einladungen besprochen und ein Arrangeur in der Person des Lieutenants Sparks erwählt. Gerade als wir im besten Plaudern waren, entstand im anstoßenden Saale ein so ungeheurer Lärm, daß man

glaubte, Decke und Pfeiler müßten übereinander stürzen. Wir waren zwar an ähnliche Ausbrüche der Rohheit gewöhnt, wenn die Gäste aus Hafen und Stadt beisammen saßen, aber der, welcher jetzt uns überraschte, war denn doch so außerordentlicher Art, daß wir fast erschrocken aufsprangen und zur Thür eilten. Wir sahen nun eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Stutzern, Müßiggängern und allerlei anderen Gästen des Cafés in wilder Bewegung gegeneinander. Es bedurfte nur eines kurzen Hinhorchens, um aus dem Gewirr der Stimmen heraus zu vernehmen, daß das Capitel der Sklavenemancipation auf der Tagesordnung stand.

„Diebe sind es — sag' ich noch einmal", rief ein stämmiger Virginier, der sich auf einen Stuhl geschwungen hatte, „Diebe, welche uns die Sklaven abtrünnig machen, also stehlen wollen. Mein Besitzthum sind die Sklaven, wer will sie mir rauben? Ich habe sie gekauft". —

„Um mit ihnen zu verfahren, wie mit wilden Bestien?" fiel ein ernst aussehender Mann ihm in die Rede. „Ihr habt Scheußlichkeiten verübt an

den Niggern, daß den Christenmenschen die Haut schaudert.“

„Ein Quäker! ein Missionsbruder!“ höhnte die Menge.

„Haltet den Mund, Ihr Schreier!“ rief jetzt ein junger Mann.

„Werft den Gelbschnabel hinaus!“ brüllten Andere, und man begann sich zu stoßen, zu schieben. Die Geberden wurden heftiger, die Blicke drohender.

„Da habt Ihr die Theorien des M'Donogh“, begann nun ein wild dareinschauender Mann. „Er will, daß man die Schwarzen wie Freunde, wie Hausgenossen behandeln soll. Lächerlich! ein Schwarzer ist und bleibt eine Bestie. Ich züchtige ihn, weil er ein Unrecht begeht; er hat die Peitsche verdient, noch mehr — den Galgen vielleicht — ich urtheile ihn gelinde ab; was geschieht? Er läuft davon und gesellt sich den Banden zu, welche in den Wäldern stecken, von dort aus die Raubzüge organisiren, die Plantagen in Brand stecken und zuweilen Leute unserer Farbe ausplündern, ermorden. Denkt an

den Vorfall mit Neilly. Er ward das Opfer der Schwarzen und ihrer Wuth.

Der Sprecher war ein hagerer, knochiger Mann. Dunkles, krauses Haar bedeckte seinen Schädel, der eine fast spitze Form hatte. Die Backenknochen standen ihm weit vor, und die wulstigen Lippen ließen, wenn sie sich öffneten, zwei Reihen großer, blendend weißer Zähne sehen. Nur für genaue Kenner der Menschenracen wurde die Bestimmung seines Geburtslandes möglich; denn auf den ersten Blick hätte Jeder in dem Manne einen Halbwilden erkannt; die braune, in's Röthliche spielende Farbe seiner Haut glich der eines Indianers, aber die Kenner wußten sogleich, daß der Brand der Sonne jene Färbung erzeugt hatte. Der Mann war mit weiten, gestreiften Beinkleidern, einem rothwollenen Hemde und einer blauen Schooßjacke bekleidet. Um den Leib trug er eine gelbe Binde, in welcher zwei Pistolen und ein Messer steckten. Seinen Kopf bedeckte ein breitkrempiger Strohhut, den die Spanier Sombrero nennen. Sobald dieser Mann, dessen häßliches, finsteres Gesicht schon allein Furcht ein=

flößte, seine Stimme erhob, schwiegen die Anderen. Einige drückten sich scheu in die Winkel und zeigten besorgte Mienen. Es war, als erwarte Jedermann nun einen Ausbruch von besonders schwerer Art. Die Pause, welche folgte, wurde bald unterbrochen; denn es trat jetzt ein ältlicher, aber kräftig gebauter, sehr fein gekleideter Herr an den Tisch. Er putzte sehr ruhig die Gläser seiner goldenen Brille an dem seidenen Taschentuche ab und setzte das Instrument dann wieder auf seine Nase. Hierauf begann er:

„Was Ihr da sagtet, Master, ist durchaus unrichtig.“

„Wollt Ihr mich Lügen strafen, Herr?“ rief der Wilde.

„Ruhe! Ruhe!“ schrieen die Andern; „Jeder soll reden.“

Der ältliche Herr ließ sich nicht einschüchtern.

„Unrichtig“, fuhr er fort, „sage ich noch einmal; denn der Vorfall mit Neilly war ein empörender Gewaltstreich. Der Neger Cäsar hatte, durch die schreckliche Peitschenstrafe wüthend gemacht, einen Mord begangen, es ist wahr; aber der Pflanzer,

der als Opfer fiel, trug die Schuld. Wie ging es zu? Der Pflanzer Hicks in Virginien vermißt einige Kleider. Er bezüchtigt einen Sklaven seines Nachbars Sumber als den Dieb. Kein Grund für diesen Verdacht ist vorhanden. Hicks hegt ihn eben nur. Einige Tage darauf begegnet Hicks, mit seinem Sohne gehend, dem Neger Cäsar. Ohne zu fragen, fallen sie beide den Schwarzen an. Unter den Hieben ihrer Peitschen sinkt der Getroffene fast nieder. Zorn und Wuth übermannen ihn; er reißt ein Messer heraus und vertheidigt sich gegen einen Fremden, gegen einen Züchtiger, der nicht einmal sein Herr ist. Ein unglücklicher Stoß mit dem Messer trifft Neilly's Brust, und leblos sinkt er zusammen. Sofort schleift man den Schwarzen vor den Richter, der eine Jury von lauter Negerfeinden bildet. Ohne die Aussage Cäsar's zu hören, wird dieser verurtheilt, und hört doch, Ihr Herren, zu welcher Strafe? Man bindet ihn an einen Baum, häuft eine Menge Tannenzapfen rings um ihn her und setzt sie in Brand. In diesem entsetzlichen

Feuer muß der Arme braten, bis er unter Jammergeschrei den Geist aufgegeben hat.“

Einige Rufe des Entsetzens tönten aus der Menge, die Sklavenfeinde erwiderten mit rohem Gelächter.

„Also bleibt doch meine Aussage oben!“ rief der Wilde. „Der Neger beging einen Mord, und Ihr vertheidigt denselben? Ihr seit ein Agent der Sklavenfreunde! ein Missionair der Engländer.“

„Schweigt!“ rief der Herr. „Ich bin ein Mann, der selbst Sklaven hält; aber ich behandle sie wie Menschen.“

„Schlimm genug!“ riefen einige Dutzend Stimmen. „Dadurch wiegelt Ihr sie auf.“

„Ich verlange, daß diese Worte zurückgenommen werden!“ rief der Herr.

„Wir nehmen sie nicht zurück.“

„Nun denn“, rief der Alte, „so hören Sie: ich bleibe bei meiner Behauptung stehen, daß die Feinde der Sklaven vor das Gericht gehören, und daß ein Neger, der seine Arbeit thut, mir mehr werth ist, als ein Capitain, der Schmuggler und Sklavenhändler in einer Person sein dürfte.“

Er hatte dabei seine Blicke auf den Wilden gerichtet; nun aber brach der Sturm los. Der Wilde machte Miene, sich auf den Herrn zu stürzen, dessen Freunde sich zwischen Beide warfen. Eine große Prügelei enstand. Die Anhänger des Wilden suchten auf den Herrn einzudringen, der sich gegen die Ersten kräftig wehrte. Trotz seiner Anstrengungen würde er dennoch der Wuth seiner Gegner unterlegen und in eine gefährliche Lage gekommen sein, wären wir nicht in den Saal geeilt. Ich war als der Erste meiner Kameraden sogleich in dem Getümmel. Mit kräftigem Rucke schleuderte ich einige der Wüthenden bei Seite, und es gelang mir, den alten Herrn zu erfassen. Ihn aus dem Knäuel ziehen und mich vor ihn hinstellen, war das Werk einer Sekunde. Ich hatte meinen Säbel halb aus der Scheide gezogen und stand den Tumultuanten gegenüber.

„Sie werden den Anstand respectiren, meine Herren", rief ich; „Sie sind nicht die einzigen Gäste dieses Ortes. Wir hier", ich deutete auf meine Kameraden, „wir wünschen nicht, daß solche Scenen

sich in unserer Gegenwart wiederholen. Wir bitten uns Ruhe aus."

„Seit wann haben Sie Gesetze zu machen?" rief ein rothhaariger Yankee. „Amerikaner können sich überall versammeln und ihre Meinungen austauschen."

„Ich werde mit Ihnen nicht streiten", entgegnete ich; „aber ich wünsche kurz und gut hier Ruhe."

Meine Kameraden hatten sich rechts und links von mir gruppirt, und so stand denn ein Kampf bevor, in welchem ohne Zweifel Blut geflossen wäre; doch behielt bei Einigen der Schreier die Vernunft die Oberhand. Es entstand allerdings noch heftiger Streit, der jedoch nur mit Worten geführt ward, und nach und nach räumten die Tobenden das Feld, nicht ohne uns Drohungen zuzuschleudern, wobei sich der Wilde besonders hervorthat.

Sobald wir von den Gegnern befreit waren, wollten wir uns bei dem alten Herrn verabschieden; er drückte mir und den Kameraden freundlich die Hand.

„Sie haben mich zu großem Danke verpflichtet“, sagte er. „Ohne Ihre Dazwischenkunft wäre ich insultirt, vielleicht schwer verletzt worden. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist John Monti, und ich bin Besitzer der Villa Franklin in Snowhill, außerdem Eigenthümer großer Plantagen auf der Insel Sanct Thomas.“

Wir verbeugten uns, denn der Herr war dem Namen nach Allen bekannt. Er gehörte zu den reichsten Leuten in Baltimore und genoß den Ruf hoher Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit. Man kannte ihn als einen eifrigen Agitator für Emancipation der Sklaven. Ich nannte nun meinen Namen und stellte die Kameraden dem Herrn Monti vor.

„Uebrigens, meine Herren“, sagte Monti lachend, „legen Sie diesem Vorfalle kein allzu großes Gewicht bei; solche Spektakel fallen hier fast täglich vor; die meisten sind durch Schreier veranlaßt.“

Wir nahmen um den alten Herrn Platz, der seine Ansichten über Sklavenemancipation zum Besten gab und große Kenntnisse der Zustände verrieth.

Im Verlaufe der Unterhaltung fragte er uns über Verschiedenes, und es wurde ihm mitgetheilt, daß wir einen Ausflug nach Snowhill beabsichtigt hatten.

„Meine Herren", sagte Monti, „das trifft sich prächtig. Sie werden meine Villa als einen Ruhepunkt für Ihren Ausflug ansehen. Keine Widerrede! ich erwarte Sie morgen bei mir. Es ist mir eine wahrhafte Freude, meine Retter in meinen vier Pfählen empfangen zu können; auf einen recht amüsanten Tag dürfen Sie zählen — so weit mein einfacher Hausstand Ihnen einige Abwechslung zu bieten vermag; — ich rechne mit Bestimmtheit auf Ihre Zusage."

Die Einladung war in so schlichter und doch verbindlicher Weise gemacht worden, daß wir keinen Anstand nahmen, zuzusagen. Nach einiger Zeit, welche durch Gespräche und das Leeren verschiedener Flaschen ausgefüllt worden war, verabschiedeten wir uns von Herrn Monti, der seine Einladung nochmals wiederholte und dann in seinen vor dem Café haltenden Gig stieg, der ihn schnell Baltimorestreet entlang führte.

Wir zahlten unsere Zeche an dem Bureau. Als ich, ein wenig hinter meinen Kameraden zurückbleibend, das Café verlassen wollte, nahte sich mir der schwarze Kellner des Saales. — Er nickte mir verstohlen.

„Was willst du, Bob?“ fragte ich.

„Nehmen sich Massa Officier in Acht“, flüsterte er schnell, „der wilde Capitain ein schlimmer Mann sein.“

„Ach“, lachte ich, „wer ist es denn?“

„Capitain Burder. Großer Feind von Nigger — bös und viel Geld — fährt in Schiff auf See — kauft Sklaven.“

„Laß ihn kommen“, entgegnete ich lachend, „er wird mir wohl nicht über den Weg laufen.“

Ich schlenderte mit den Kameraden Baltimorestreet entlang; wir verabredeten noch für den folgenden Tag unsere Partie, welche zu Pferde abgemacht werden sollte. Als ich in meine Wohnung trat, gab der Bursche mir einen Brief des Commandanten. Ich öffnete ihn. Er enthielt den Befehl für mich, mich nächsten Donnerstag mit dem Packetschiffe nach

Guadeloupe zu begeben, um dort eine Lieferung Baumwollenstoffe zu empfangen, welche für unsere Truppen bestimmt war. Die Inseln, namentlich die französischen, erzeugten damals große Massen solcher Stoffe, und der Bedarf ward von ihnen fast ganz allein geliefert, bis später die Baumwollencultur und Stofffabrikation in Nordamerika zu einer ungeheuren Ausdehnung gelangte. Ich hatte diese Geschäftsreise schon seit längerer Zeit in Aussicht. Mein Regimentsschreiber und Zahlmeister sollte mich begleiten. Die Controle der Waaren mußte bei dem oben erwähnten Zustande der Dinge besonders genau sein, sie konnte nicht besser als durch Officiere gehandhabt werden. So erfreulich mir ein solcher Ausflug auch sein mochte, ich war dennoch ein wenig verstimmt darüber, weil die Partie nach Snowhill in Aussicht stand. Es war Dienstag — morgen wollten wir den Ausflug machen — am Donnerstag früh sollte ich in See gehen. Indessen, ein Soldat ist immer schnell bereit, und so hatte ich meine kleinen Vorbereitungen bald vollendet, meine Papiere noch Abends in Empfang genommen und

meine Gelder und die Anweisung auf die Plätze im Packetschiffe „Saint Philippe“ für mich und meinen Beamten erhalten. Die Partie nach Snowhill konnte daher immerhin mit aller Ruhe unternommen werden. Früh morgens wieherten die Pferde vor unserem Quartiere. Die ganze Gesellschaft hatte sich eingefunden, und wir eilten bald lustig und guter Dinge am Ufer des Pokomokeflusses entlang, bis die Häuser von Snowhill vor uns auftauchten. Es war unsere Absicht gewesen, das Haus des Herrn Monti erst nach einigen Stunden aufzusuchen und vorher noch die Stadt zu besichtigen; wir hatten aber in der That die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Eine Art von Hausmeister schien unsere Cavalcade nur erwartet zu haben, um uns sofort nach der Villa Monti's zu geleiten. Wir langten bald genug vor dem prächtigen Landhause an. Es lag auf einem kleinen Hügel und sah auf die Stadt sowohl, als auch auf den Flußhafen. Ringsum dehnte sich ein schöner Park, und die Straße führte in einiger Entfernung vorüber.

Als wir vor dem Hause ankamen, trat der Herr

desselben auf die von prächtigen Schlingpflanzen umrankte Varanda.

„Willkommen!“ rief er hinab; „steigen Sie von den Rossen! gleich sollen diese untergebracht sein — kommen Sie, meine Herren, wir erwarten Sie.“

Wer waren diese: wir? Ich fragte den sehr einsilbigen Hausmeister, ob Herr Monti verheirathet sei? und erhielt nur ein artiges, aber kurzes: „Nein, Wittwer“, zur Antwort. Durch den Garten gehend, gelangten wir unter die Veranda und an den Saal des Erdgeschosses. Er war mit größtem Luxus und Geschmack ausgestattet. Prächtige Möbel, Bilder und Verzierungen aller Art lachten uns entgegen. Durch die geöffnete Thür erblickten wir eine glänzend servirte Tafel — der freundliche Herr des Hauses hatte Alles zu unserem Empfange vorbereitet. Die Unterhaltung war gleich im Gange. Monti zeigte uns seine werthvollen Gemälde, die Bibliothek und eine Sammlung indianischer Seltenheiten, sowie zierliche Arbeiten von Flechtwerk und Schnitzereien.

„Diese letzteren Gegenstände“, sagte er, „sind

Andenken, welche meine Schwarzen, die auf meinen Plantagen von Sanct Thomas arbeiten, mir fertigten und schenkten. Sie sehen, daß diese Neger auch erkenntlich sind.“

Damit war denn die Unterhaltung auf das Thema der Sklavenfrage gelenkt, und wir waren dabei, sie zu discutiren, als sich plötzlich die Thür eines Nebenzimmers öffnete und eine Persönlichkeit in den Saal trat, welche unsere Blicke sofort fesselte. Es war eine junge Dame von großer Schönheit — eine Kreolin, deren reizendes Gesicht und schlanke, im feinsten Ebenmaße gebaute Gestalt Jeden, der sie erblickte, entzücken mußten. Der feine braune Teint war durch das dunkle Haar, welches den schön geformten Kopf in langen Wellen umgab, noch ein wenig gehoben; die großen Augen blickten sanft und doch zugleich feurig unter den seidenartigen Wimpern hervor; der kleine Mund verzog sich zu holdem Lächeln, als Monti die junge Dame uns mit den Worten: „Meine Tochter Harriet“ vorstellte. Wir waren sämmtlich von der schönen Erscheinung dergestalt hingerissen, daß Keiner so eigentlich das

rechte Wort finden konnte. Miß Harriet's Eintritt war so plötzlich, unerwartet geschehen, wir hatten eine so glänzende Ueberraschung nicht geahnt — daher fielen unsere Complimente ziemlich unbeholfen aus. Die junge Dame kam aber unserer Verwirrung zu Hülfe. Sie trat sogleich auf mich zu und reichte mir unbefangen ihre schöne kleine Hand.

„Ich danke Ihnen Allen, meine Herren", begann sie mit sanfter, wohlklingender Stimme, besonders aber Ihnen, Sir Ralph Bourney. Ohne Ihr kühnes Eingreifen würde es meinem theuern Vater schlimm ergangen sein. Nehmen Sie meinen Dank."

„Wir können nur bedauern", sagte ich, „daß der Dienst, den wir Herrn Monti leisteten, kein größerer war. Gern hätte Jeder von uns seinen Degen für einen Mann gezogen, der so kühn die Rechte einer armen, unterdrückten Menschenklasse verficht."

Meine Kameraden stimmten bei.

„Sprechen Sie nicht von kleinen Diensten", entgegnete Miß Harriet, „nach Allem, was ich hörte,

war der böse Capitain Burder unter den Streitenden; ihm gegenüber zu stehen, ist immer gefährlich."

Zum zweiten Male hörte ich Burder's Namen in Verbindung mit einer Art von Warnung vor seiner Gefährlichkeit. Wie hätte ich aber jetzt an den abscheulichen Burder denken können, jetzt, wo ein Engel in Gestalt der Miß Harriet mir zur Seite stand! Sie hatte an meine Kameraden einige Worte gerichtet, dann sagte sie heiter:

„Und nun genug, meine Herren, von dem unliebsamen Vorfalle, und, wenn ich bitten darf — zu Tische."

Auf dieses Wort wurden die Thüren zum Speisesaal geöffnet. Wir schritten hinein, und ich hatte das Glück, Miß Harriet führen zu dürfen. Ihr Arm ruhte in dem meinigen, bei Tisch durfte ich neben ihr und dem Vater sitzen. Außer Miß Harriet war noch eine Dame, Miß Julie, die Gesellschafterin, zugegen, und beide Damen machten die Honneurs in bester Weise. In der Reihe der Stühle war ein Platz leer geblieben.

„Es ist für den Taugenichts von Doctor", sagte Monti, „er wird, wie immer, spät kommen."

Die Speisen wurden von Schwarzen herumgereicht, die sich Alle einer trefflichen Behandlung erfreuten. Das ganze Mahl war ausgesucht lecker, die Speisen gewählt, die Weine kostbar und die Unterhaltung im besten Zuge. Miß Harriet trug das Ihrige dazu bei; sie plauderte so munter und geistvoll, daß sie uns durch ihren Verstand nicht minder als durch ihre Schönheit bezauberte. Es hatte etwas unbeschreiblich Anziehendes, aus dem Munde dieses schönen Mädchens die Menschenrechte vertheidigen zu hören. Je länger ich ihren Worten zuhörte, je mehr und ungehinderter ich sie anblicken durfte, desto höher stieg in meinem Herzen der Wunsch nach dem einstigen Besitze der lieblichen Tochter Monti's. Ich sagte mir, daß ich durch ihre Hand der glücklichste aller Menschen, daß ich aber auch hinfort ein freudenloses Dasein haben würde, müßte ich ihr fern bleiben. — Es schien mir, als sei auch ich Miß Harriet nicht ganz gleichgültig; doch hatte ich noch nicht Gewißheit, ob diese schein=

bare Zuneigung mehr als Dankbarkeit für den ihrem Vater geleisteten Dienst sei.

Als der Nachtisch vorüber war, zeigte Herr Monti uns seinen Garten. Miß Harriet geleitete uns. Sie ward von den Negern ehrfurchtsvoll und freudig begrüßt. Gerade während einer Unterhaltung, welche sie mit den Frauen der Schwarzen führte, erschien der bei Tische vermißte Doctor Jenkins.

„Wo, zum Henker, bleiben Sie, Doctor?“ rief Monti ihm entgegen.

„Entschuldigen Sie, Freund, auch Sie, Miß Harriet, und Sie, meine Gentlemen, wenn ich so spät komme“, sagte der Doctor, ein jovialer Mann in den Fünfzigern. „Sie werden mich von Strafe freisprechen, wenn Sie den Grund der Verspätung erfahren. Die ornithologische Gesellschaft von Baltimore hat mich beauftragt, morgen mit dem Packetboot „Saint Philippe“ nach Guadeloupe abzugehen, um der Zusammenkunft der Ornithologen in Basse Terre beizuwohnen; auch für mein Herbarium gedenke ich Beute zu finden, und so etwa vierzehn

Tage auf Wanderung durch die Berge und riesigen Wälder der Insel sind denn doch höchst verlockende Aussichten."

Monti entschuldigte ihn lachend, ich aber sagte: „Der Zufall, Herr Doctor, ist mir günstig. Ich erlaube mir, mich Ihnen als Reisegefährten anzubieten. Auch mich führt der Dienst morgen mit dem Packetboote nach der Insel Guadeloupe."

„Wahrhaftig? o, das ist prächtig — wir reisen zusammen!" rief der Doctor.

„Sie reisen morgen nach Guadeloupe?" fragten Miß Harriet und Herr Monti.

„Ja, ich habe dort eine Lieferung für unser Commando entgegen zu nehmen."

„So sehe ich mich leider genöthigt, meine Einladung fallen zu lassen, fuhr Monti fort; „ich hätte gewünscht, Sie wären noch morgen unser Gast geblieben."

„Es ist schade", sagte Miß Harriet, als wir durch einen Baumgang schritten, „daß Sie morgen nicht noch verweilen können."

„Sie sind zu gütig, Miß", entgegnete ich, „so

gern ich den immerhin interessanten Ausflug antrete — ich bin verstimmt, da ich erfahre, daß Sie mich gern noch einen Tag als Gast Ihres Hauses gesehen hätten."

Miß Harriet lächelte mich freundlich an.

Der übrige Theil des Tages verlief unter ländlichen Spaziergängen, lebhafter Unterhaltung; das Vergnügen einer Wasserfahrt und ein treffliches Abendessen beschlossen ihn. Bei Tafel brachte Monti einen scherzhaften Toast auf den Doctor und mich aus, auf die Reisenden.

„O", setzte Miß Harriet hinzu, „Sie werden auf der Insel manches sehr Interessante kennen lernen, ich war mit Papa einige Male dort; die Einrichtungen sind vortrefflich."

„Nur nicht die für die Sklaven", fiel der Doctor lachend ein; „sie werden nicht so gehalten, wie Miß Harriet, die Freundin der Emancipation es wünscht."

„Nein", sagte Miß Harriet eifrig, „das ist abscheulich. Man kann Guadeloupe und Isle Bourbon dreist die Hölle der Schwarzen nennen. Die

Franzosen sind dort eben so schlimme Plagegeister der armen Neger, als die Nordamerikaner in ihren Colonieen. Ich bin als Anhängerin der Emancipation die größte Feindin der Pflanzer von Guadeloupe, deren Grausamkeit so weit geht, die Neger, welche sich oft massenweis in die Berge und Wälder flüchten, wie das Wild zu hetzen."

„Wäre es möglich?" fragte ich entsetzt.

„Es ist so", fuhr Miß Harriet eifrig fort; „man macht keinen Versuch, die Flüchtlinge einzufangen, sie zur Heimkehr in die Plantagen zu bewegen — o nein. Was kommt es auf einige hundert jener armen Geschöpfe an? sie dienen den reichen Pflanzern als Beute für ihre Schießgewehre; man läßt sie verwildern, verthieren, um sie dann mit Hunden und Treibern hetzen und wie die Thiere des Waldes erlegen zu können."

Wir machten unserm Unmuthe durch lauten Beifall für Miß Harriet's Bestrebungen Luft.

„Ja, Miß Harriet sollte die Königin eines Staates freier Neger werden", scherzte der Doctor, sie ist wahrhaft unparteiisch; denn auf Guadeloupe

sind es gerade ihre Stammesverwandten, welche die Schwarzen so unbarmherzig verfolgen."

Diese Anspielung auf Miß Harriet's kreolische Abstammung beantwortete das schöne Mädchen mit einem leichten Schlage gegen des Doctors Hand.

„Sie sind ein Gegner der Kreolen", sagte sie lachend, „aber ich mache doch die Unbill, welche jene Leute verüben, oft genug gut. Colonel", wandte Sie sich zu mir, „Sie müssen mir das Versprechen geben: irgend einem der armen Schwarzen auf Guadeloupe eine Wohlthat zu erweisen."

„Ich gebe es Ihnen von Herzen gern, Miß", sagte ich, schnell in ihre Hand die meinige legend, „wenn sich mir irgend wo und wie die Gelegenheit bietet, so wird es geschehen."

„Man kann es nicht wissen", sagte Miß Harriet, „aber auf Guadeloupe findet sich oft solche Gelegenheit."

„Ich werde sie mir nicht entgehen lassen."

Wir schieden erst um Mitternacht von unseren Wirthen. Monti und Harriet, sowie Miß Julia

geleiteten uns an den Ausgang des Hofes, wo unsere Pferde warteten. Auch der Doctor war zu Rosse gestiegen. Sein Gepäck hatte er nach Baltimore voraus gesendet.

„Glückliche, glückliche Reise!“ sagte Miß Harriet, mir die Hand zum Lebewohl reichend, die ich an meine Lippen drückte; „wenn Papa schnell genug bereit wäre — ich machte die Reise gern mit“, sagte sie in reizender Unbefangenheit.

„Wirklich, Miß?“ rief ich entzückt.

„Wer weiß“, sagte Monti, „ob der Zufall uns nicht noch einmal als Reisegefährten zusammenbringt — vielleicht auch die freie Wahl, denn ich hoffe, Colonel, wir dürfen Sie als Gast unseres Hauses ansehen.“

„Sie machen mich glücklich“, entgegnete ich.

„Vorwärts, meine Herren“, mahnte der Doctor, „wir haben noch einen langen Ritt vor.“

Wir schwangen uns in die Sättel, und den Abschiedsgruß winkend trabten wir Alle, von den herrlichen Eindrücken des Tages ganz erfüllt, nach Bal-

timore zurück, woselbst wir nach munterem Ritte wohlbehalten anlangten.

Das Packetschiff „Saint Philippe" lichtete um zehn Uhr Vormittags die Anker. Um eilf Uhr waren wir, der Doctor, mein Beamter und ich, auf der Rhede. Die Fahrt war eine herrliche. Von günstigem Winde geführt, liefen wir, an den Kanonen des Forts von Point a Pitre vorübersegelnd, in den Hafen der Grand-Terre von Guadeloupe ein. Das Hotel des Saint Isles war damals in Point a Pitre das besuchteste, und wir nahmen dort Wohnung. Ich will in aller Kürze berichten, daß meine Geschäfte sich schnell abwickelten und daß ich eine gute Zeit für Ausflüge in das Innere der Insel übrig behielt. Doctor Jenkin's, der seine Versammlungen besucht hatte, war ebenfalls, wie er sagte, „zu allen tollen Streichen" bereit, und so erschien er denn eines Morgens bei mir im Zimmer, vollständig zur Reise in die Wildniß ausgerüstet, und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Ich hatte nicht lange zum Ueberlegen Zeit, war deshalb bald entschlossen. Meine Gewehre, meine ledernen Ga-

maschen, der Mantel mit Capuze, die kleinen Ledertaschen — kurz, Alles, was für solche Fälle mitgenommen war, wurde in den Wagen geschleppt. Mein Beamter, ein Stockamerikaner, begleitete uns, zwei Naturforscher schlossen sich an, und bald sahen die Einwohner des letzten Dorfes an der waldigen Bergkette, welche die Basse-Terre von Guadeloupe in der Richtung von Süd nach Nord durchschneidet, unsere Karavane in den engen, dichtbelaubten Schluchten verschwinden. Es war meine Absicht nicht gewesen, einen so weiten Ausflug zu machen; aber der Doctor hatte mich durch ein Wort dazu bewogen.

„Sie müssen doch Gelegenheit suchen, der Miß Harriet Ihr Versprechen zu halten — einen Neger zu retten", hatte er gesagt.

Das genügte, um mich für die Reise zu gewinnen. Wir hatten Begleitung von fünf bewaffneten Insulanern. Außerdem trugen eben so viel Neger unser Gepäck. Unter den Insulanern befanden sich zwei Kreolen. Der Eine von diesen, Maurice, ein kraftvoller noch junger Mann mit

wild blitzenden Augen, machte den Führer unserer Karavane. Maurice war den Naturforschern wohlbekannt, er kam nur selten aus der Wildniß in die bebauten Gegenden der Insel und galt für einen sehr entschiedenen Feind der Neger; er hatte dicht an der Wildniß ein kleines Besitzthum, und da er meist als Jäger durch die Waldung streifte, kannte er jeden Weg, die Stellen, wo seltene Pflanzen sproßten, wo sich Thiere sammelten und ähnliche für die Naturforscher wichtigen Orte. Die Unterhaltung während des Rittes drehte sich um den Charakter und die Erzeugnisse der Insel, dann besonders um die Verhältnisse der Neger. Maurice konnte uns Auskunft genug darüber geben. Er that es freilich in höchst parteiischer Weise. Nach seiner Ansicht, welche die der meisten Kreolen war, standen die Neger auf gleicher Stufe mit dem Vieh. Er bestätigte, was uns Miß Harriet schon mit Schaudern erzählt hatte, daß die Neger aus den Plantagen oft genug ihren Herren — vielmehr Peinigern — entliefen und in der Wildniß, welche vor uns lag, herum irrten, oder in Höhlen gleich den Thieren

des Waldes ein für Menschen entsetzliches Dasein fristeten.

Nachdem wir in dem fast undurchdringlichen Dickicht eine Zeit lang umhergestreift waren, machten wir an einer Stelle Halt, wo zwei Arme eines Baches sich zu dem kleinen See vereinigten, den die Insulaner den Lac de Biton nennen. Dicht vor uns erhob sich eine Mauer von vulkanischen Bergen, und weiterhin zeigte sich eine Kuppe, aus welcher Dampf aufstieg. Es war der Krater des Schwefelberges von Guadeloupe, des Souffrière. Hinter uns glänzte, durch eine der wenigen Lichtungen des Waldes schimmernd, zwischen üppig bewachsenen Hügeln das Meer.

„Colonel“, rief der Doctor, „der so eben mit seiner gefüllten Botanisirbüchse herbeikam; „ich schlage vor, wir machen hier Quartier. Ein Bivouak für die Nacht. Was denken Sie?“

„Ich bin es zufrieden, wenn die andern Herren damit einverstanden sind“, sagte ich. Alle waren der Ansicht des Doctors und wir machten unser Lager zurecht. Die Neger luden die Packen von

den Schultern, breiteten Decken aus und schickten sich an, für die Nacht, welche in den heißen Gegenden stets sehr kalt ist, einen Holzstoß herzurichten.

Die ganze Umgebung, die Gruppe unserer Gesellschaft, die laue Luft des Abends, die tiefe Stille, welche nur das Geschrei der Vögel zuweilen unterbrach, das Alles verlieh diesem Momente einen wundersamen Reiz. Der Doctor war mit seinen Collegen in ein Gespräch über die im vulkanischen Boden der Insel sprossenden Pflanzenarten begriffen, ich dachte an Miß Harriet, die Insulaner rauchten ihre Manilla-Cigarren und die Neger kauerten, auf einem Felle sitzend, nebeneinander, ihre Maiskuchen verspeisend. Eben als der Doctor, von der Schönheit seiner Pflanzen begeistert, eine Rede über Orchideen hielt, krachte ein Schuß durch die Stille und weckte das Echo in den Bergen. Alle sprangen auf und eilten durch das Gehölz. Bald standen wir am Rande eines jähen Abgrundes, der zwischen den Felsen klaffte. Gegenüber von uns stand Maurice der Kreole, der seine abgefeuerte Flinte gleichgültig mit einem Tuche reinigte.

„Heda, Maurice", rief der Doctor, „hat man Euch angegriffen?"

Der Kreole schüttelte das Haupt. „Nichts da", sagte er, „ich wollte eine Grotte zum Nachtlager für uns suchen. Ich mußte erst sehen, ob sie nicht besetzt sei und feuerte mein Gewehr in die Höhle hinein ab. Sofort stürzte ein Neger heraus und lief bis zum Rande der Schlucht, in welche er sich an den Lianen dort hinabließ. „Jetzt ist die Höhle frei, wir können hinein."

Maurice war zu uns getreten. Er deutete mit der Hand auf eine von Schlingflanzen und Wurzeln fast versteckte Grotte.

„Kommen Sie nur", sagte er, „es stört uns Niemand mehr; nachdem ich den Schuß abfeuerte, wissen alle die flüchtigen schwarzen Hunde, welche in der Nähe versteckt sind, daß Weiße sich hier aufhalten und sie werden fern bleiben."

Wir traten in den Eingang der Grotte. Eine zweite Oeffnung führte hinaus.

„Hier hat der Bursche gelegen", sagte Maurice,

„hier ist sein Lager von Blättern, sehen Sie, hier schlüpfte er hinaus. Da sind Blutspuren!“

„Ah — um Gott — Sie haben den Aermsten getroffen?“ rief ich fast erzürnt.

„Pah, was will das sagen“, lachte der Kreole roh, „ich schoß hinein und da traf ich ihn, — wenn ein Neger den Schuß kriegt — es hat Nichts auf sich. Er wird sich hüten, hier uns zu belästigen.“

„Maurice pfiff seinem Hunde, dann seinen Gefährten und den Negern. Es wurde nun vor der Grotte ein Feuer angemacht und beschlossen, die Nacht im Innern der Höhle zu verbringen, am folgenden Tage weiter in das Gebirge zu dringen. Mich hatte dieser neue Akt von Rohheit empört. Man schoß auf menschliche Wesen ohne Weiteres, nur um ein Gewehr zu entladen, die Kugeln für Etwas zu verwenden. Die übrigen Reisegefährten machten sich in der Grotte ihr Lager zurecht.

„Ein prächtiger Ort, Maurice“, sagte heiter der Doctor, den die Schicksale der Neger nicht rührten, „wie habt Ihr diese Grotte entdeckt?“

„Oh“, entgegnete Maurice, „wir Jäger hier in

der Wildniß, wir kennen den Ort schon seit langer Zeit; man nennt ihn die Grotte des Malgachen."

„Und woher der Name?"

„Das ist eine besondere Geschichte."

„Ihr sollt sie uns erzählen, Maurice", rief der Doctor und die Andern stimmten ihm bei.

Maurice schmunzelte. Er nahm seinen Strohhut ab und strich sich durch die krausen Haare, griff nach der ihm dargereichten Cigarre, setzte sie in Brand und begann dann nach einer Pause.

Die Erzählung des Kreolen Maurice.

„Unser Reichthum, Messieurs", so leitete er seine Erzählung ein, „besteht aus Garten und Maisfeld. Bald wird der Boden hier auf der Insel theuer werden, denn die Leute von drüben her machen Alles urbar; sie dämmen besonders die Flüsse, und neben Garten und Maisfeld ist der Fischfang auch ein Nahrungszweig für uns, dann die Jagd, welche bald vorbei sein wird in den Thälern, wo man ganze Meilen weit die Stämme abholzt. Wir werden

auch noch am Ende hier schaufeln und ausroden müssen, denn die Freunde der Sklaven werden es zuletzt noch dahin bringen, daß keine Sklaven mehr gehandelt werden. Wenn ich denke, welche prächtige Waare früher hierhergebracht wurde: Holosen, Jambanen und die Makandehs, die schönen Ackerneger, die mit Ochsen um die Wette arbeiteten. Ebenso die Malgachen — und indem ich diese erwähne, komme ich auf den eigentlichen Punkt meiner Erzählung, der jene Grotte betrifft, in welcher wir ruhen wollen. Die Malgachen fühlten sich heimisch bei uns; sie fanden hier die schöne Gegend, Bäume und gutes Wasser, und wer einen Malgachen kaufen konnte, der beeilte sich, das Geschäft abzuschließen. Mein Vater hatte eine kleine Erbschaft gemacht und ging schon lange mit der Idee um, sich einen Sklaven zu kaufen. Eines Tags, als wir von der Jagd auf wilde Ziegen längs der Küste zurückkehrten, lief eben ein Sklavenschiff mit vollen Segeln an die Mündung des Salzflusses. Das war ein Ereigniß. Alle Welt lief hinzu, um die Ausladung der Skla-

ven zu sehen und sofort auf dieses oder jenes Exemplar zu bieten.

„Maurice“, sagte mein Vater zu mir, „es ist frische Waare angekommen und ich meine, ein Neger, der noch nicht abgearbeitet ist, kann nicht mehr kosten, als ein französischer Maulesel. Er soll das Zimmerhandwerk lernen, wir vermiethen ihn in großen Werkstätten zu einem oder zwei Piaster täglich. Er kauft sich dann los und ich gebe Dir die Summe zu Deiner Einrichtung; wenn Du sparsam bist, so wirst Du einst ein Pflanzer wie irgend Einer.“

Ich hatte also ein Stück lebenden Inventars in Aussicht und eilte mit meinem Vater zur Goelette, welche von einer Menge von Kähnen umgeben war. Die Goelette „Diana“ war ein kleines Schiff. Ich begriff gar nicht, wie es möglich sein könne, daß im Innern des Schiffchens eine solche Menge von Schwarzen beherbergt werden konnten, denn ohne Unterlaß wurden die Bursche ausgeladen, sie waren aber auch immer zu zweien und dreien aufeinandergelegt. Die Meisten schienen krank. Als die Luft sie ein wenig anhauchte, wurde ihnen besser, aber

Einige starben dahin wie Fische außer Wasser. Der Capitain schwor, sie stürben rein aus Trotz, denn es giebt wirklich unter diesen Negern Subjecte, die zu Allem fähig sind. Als die Neger an der Küste ausgeladen waren, ging die Wirthschaft los. Viele von ihnen flüchteten in's Gebirge, sie wurden nach einigen Tagen halb todt vor Hunger und Erschöpfung im Gehölze gefunden, andere lagen todt in den Schluchten; die Gefundenen verfielen in ein Zittern und starben dann allmälig. Die Herren, welche solche Neger gekauft hatten, erlitten dadurch schwere Verluste. Wir hatten einen kräftigen flinken Burschen gekauft, den wir gut behandelten. Er verstand es trefflich, Stämme zu Kähnen auszuhöhlen; da er mein Erbstück sein sollte, widmete ich ihm viel Aufmerksamkeit. Mein Vater aber sagte: Dein Malgache wird uns einen Streich spielen, er sieht dem Quinola ähnlich. Quinola war ein Neger aus Madagaskar, der entlaufen war und seit langer Zeit vermißt wurde. Man sagte, er wäre in den Bergen verreckt, andere meinten, er führe die Negerbanden an, welche in den Bergen hausten, und trotz

der Jagd, welche man auf sie machte, nicht auszurotten waren.

„In meiner Jugend, meine Herren“, fuhr Maurice fort, sich eine Cigarre anzündend, „war es hier noch unsicherer als heute. Die entlaufenen Neger steckten in den Schluchten, die man niemals mit Leichtigkeit besuchen konnte. Allenfalls ließen die Wände sich mühsam erklettern, wenn die Regenzeit noch nicht eingetreten war. Wir kannten wohl die Verstecke, aber sie waren eben unzugänglich. Nachts kam die Horde dann in die Thäler und brannte die Häuser nieder, verwüstete die Plantagen und plünderte die Bewohner. Man versammelte sich dann eiligst und machte Angriffe auf die Schwarzen, aber sie waren wie der Blitz davon und schnell mit der Beute in die Schlupfwinkel gekrochen. Ueberhaupt sind die Neger geborene Vagabonden und der Teufel hole jede Emancipation. Die Flüchtlinge befanden sich in den Verstecken sehr wohl, es scheint wenigstens so, denn es giebt Neger, welche zwanzig Jahre lang dort in den Bergen gelebt haben. Zuletzt beunruhigte man sie nicht mehr

und sie wechselten ihre Lagerplätze. Die Schwarzen wurden am Ende den Thieren gleich, sie hatten sich einen Ort ausgesucht, um welchem viele Cocos-, Manna- und Akyautnußbäume wuchsen. Dieser Ort war zugänglich und die Kreolen der umliegenden Gegend beschlossen, die Bande zu überfallen. Es wurde verabredet, daß das Plateau von zwei Seiten angegriffen werden solle. Wir Kreolen sind alle zu Abenteuern geneigt, daher war der Tag des Angriffs eine Art von Fest. Alte Kreolen, Sklavenhändler von Profession, führten die Expedition an. Die Flinte auf dem Rücken, die Calabasse an der Seite, zogen wir durch die Wälder. Im Hutbande steckte die Pfeife, auch hatten Viele in den Gürteln kleine Beile, um die Lianen zu durchhauen. Ich zählte damals siebzehn Jahre, aber ich brannte vor Verlangen, eine Negerjagd mitzumachen, was mir so vorkam wie eine Jagd auf Geflügel, dessen Nester wir in den Klippen suchten. Der Zug ging durch den Wald, der bis an die Souffrière hinanläuft. Der Vulkan, den Sie dort rauchen sehen, hat, wie es scheint, weite Reisen durch jenen

Theil der Insel gemacht, bevor er seine Stelle fand, denn in der ganzen Länge des riesigen Waldes tritt man auf Lava, so daß man auf Glas zu treten meint. Ueber den Häuptern wölben sich wahre Hallen von Laub, denn aus den erkalteten Wellen der Lava sproßt, wie Sie sehen, der üppigste Baumwuchs; durchbricht die Sonne die Blättermasse auch schwer, so brennen die Füße doch vom Marsche auf dem heißen Boden. Das Gras, welches an einigen Stellen von den Sonnenstrahlen getroffen wird, zerfällt zu Asche, wenn man darauf tritt, und selbst der sonst erquickende Seewind rauscht nur durch die Wipfel der Bäume, ohne den Wanderer zu kühlen. Wir machten nach einem beschwerlichen Tagemarsche Halt unter großen Takamaka-Bäumen, welche die Bergschlucht umstanden. Droben sollten die Neger sein und ein Kreole erbot sich hinaufzuklettern, um nachzusehen, ob das Wild noch droben sei. Er sollte durch einen hinabgeworfenen Kiesel uns das Zeichen geben."

„Sie werden bald ausfliegen, wenn Quinola bei ihnen ist", sagten Einige von uns.

„Bah", meinten Andere, „wenn Quinola noch lebte, würde man ihn unter den Banden bemerken."

Quinola galt unter den Schwarzen für einen Zauberer, der die Gabe besaß, sich unsichtbar machen zu können. Die Ansichten, ob er am Leben sei, ob nicht, waren sehr getheilt und Quinola daher ein Gegenstand des Schreckens, den selbst die Kinder empfanden und der auch über mich gekommen war, denn als ich einstmals als Knabe von unserm Hause fort und gegen den Wald gegangen war, um Blumen zu suchen, stand plötzlich ein alter Malgache von fürchterlichem Aussehen hinter mir, sein Haar war weiß, seine Augen wie glühende Kohlen. Ich erschrak heftig, aber er sagte nur: „Maurice, der Sklave, den Ihr habt, ist ein guter Arbeiter, ich werde ihm Bäume zum Aushöhlen zeigen."

Nach diesen Worten verschwand er im Gebüsche, ich zweifelte seit jenem Tage nicht mehr daran, daß Quinola mit unserm Neger Tobias zusammenkomme. Als ich nun nach Jahren unter dem Zuge war, der die Neger aufheben wollte, gedachte ich der Begegnung mit Quinola und nahm mir vor, genau Acht

zu geben, ob ich den Schwarzen mit weißem Haare wieder treffen würde. Noch saßen wir alle auf der Lauer, als ein großer Kiesel von oben hernieder und in die Schlucht rollte. Wir waren sofort auf den Beinen. Auf ein von dem Führer gegebenes Signal begann die Truppe nun die Abhänge zu erklettern. Solch' eine Kletterpartie, Messieurs, ist sehr beschwerlich. Oft muß man sich an den Lianen festhalten, dann, mit den Knieen gegen spitze Steine gestemmt, sich hochschwingen oder gegen morsche Wurzeln stützen, welche leicht nachgeben, wobei man Gefahr läuft, in die Tiefe zu stürzen. Zwischen meinen Gefährten dahinkletternd, wurde mir dieser mühsame Weg bald unleidlich. Ich schwang mich in ein Gebüsch, um auf besseren Pfad zu kommen. Das Geräusch der Kletterer war dicht hinter mir hörbar, aber schon hatte ich einen Steg gefunden, den wilde Ziegen zu benutzen pflegten. Der Wald war hier so dicht, daß ich in vollständigem Dunkel des Laubgewölbes einherschritt, bis ich plötzlich in helles Sonnenlicht trat. Ich stand vor dem Plateau, dem Lagerplatze der Neger. — Ich schöpfte Athem,

denn ich war hastig gegangen. Nach kurzer Pause schritt ich behutsam weiter, ich mußte mich in unmittelbarer Nähe der Flüchtigen befinden. Plötzlich stolperte ich und fiel. Ein stechender Schmerz an meiner Kniescheibe machte mich aufschreiend, ich war in einen der spitzen Pfähle gefallen, welche die Neger in den Erdboden rammen, um die Annäherung an ihre Lagerplätze zu erschweren. Das Blut lief an meinem Beine herab, ich verband die Wunde schnell mit dem Tuche und träufelte auf den Verband einige Tropfen Branntwein. Jetzt war es mir, als hörte ich im Gebüsche lachen. Ich horchte auf und meinte eine Stimme zu vernehmen, die Feinde waren wohl in der Nähe. Sofort schüttete ich Pulver auf die Pfanne meines Gewehres und schlich behutsam weiter, nur wenige Schritte noch und ich befand mich am Saume des Waldes. Was ich hier erblickte, meine Herren, schien mir im ersten Momente wie ein Traumgebilde. Unter den Agavebäumen lagen einige dreißig Schwarze, Sie sahen wie Teufel aus, und ich hätte jedem Maler gewünscht, er wäre an meiner Seite gewesen, um diese seltsamen Gruppen

studiren zu können. Einige der Neger waren ganz nackt, andere mit bunten Lumpen bedeckt, welche sie phantastisch umgelegt hatten. Ich sah Kerle, deren Haare von Schlingpflanzen durchflochten waren, zwischen denen Muscheln glitzerten. Andere hatten sich Papiermützen aufgestülpt. Viele trugen zerfetzte rothe und gelbe Hemden, oder hatten gestreifte Pantalons angezogen, Hüte ohne Krempen saßen auf den abscheulichen Köpfen. Die Meisten trugen Stöcke, wie Streitkolben geformt, in den Händen, auch spitze Eisen sah ich im Grase liegen. Viele hatten Messer in ihren Gürteln.

Wie ich auf den ersten Blick erkennen konnte, waren verschiedene Stämme vertreten. Ein Dutzend halbnackter Burschen tanzten wie Dämonen umher, nur den alten Quinola bemerkte ich nicht. Es schien, als hätte die Bande eine Mahlzeit gehalten, denn kleine Aschenhaufen stießen hie und da noch Rauch aus und geröstete Bananen lagen zerstreut umher. Ein kleiner untersetzter Malaie schien der Führer zu sein. Ich sah, wie seine Augen sehr unruhig hin und her gedreht wurden. Er beobachtete.

Ein heftiger Schmerz meiner Wunde machte mich aufzucken, der Malaie hatte diese Bewegung, welche das Gebüsch, in dem ich stand, rauschen ließ, bemerkt. Ein gellender Pfiff trieb die Bande zusammen. Ich sah ein, daß der Moment zum Handeln für mich gekommen sei. Ich schlug mein Gewehr an und trat aus dem Gebüsch. Wieherndes Geheul empfing mich, die Stöcke wurden geschwungen, aber schon krachte mein Schuß. Die Kugel pfiff am Kopfe des Malaien vorüber, der eine höhnische Geberde machte, und bevor ich zum zweiten Male laden konnte, war die Bande nach allen Richtungen zerstreut. Sie ahnten nicht, daß die Kreolen von allen Seiten her sie umstellt hatten, und so fiel denn eine große Zahl in unsere Hände. Man band sie mit dicken Stricken und sendete sie unter Bedeckung ins Gefängniß zurück; da aber ein großer Theil sich gerettet und versteckt hatte, wurde beschlossen, auch diese letzten zu suchen. Man fragte einen der gefangenen Neger: ob der alte Quinola bei ihnen sei und wo er sich befinde?

„Ich weiß es nicht", sagte er.

„Wann hast Du ihn gesehen?"

„Es ist noch nicht lange her."

Der steinalte Bursche, den ich vor zehn Jahren schon als schneeweißen Greis gesehen, lebte also wirklich noch immer. Die Kreolen blickten einander erstaunt an.

„Quinola", sagte der Neger, „ist nicht todt, er will nicht auf der Insel sterben."

Wir erfuhren noch viel mehr über Quinola. Dieser alte Malgache, der für einen Zauberer gehalten wurde, wollte nirgend wo anders, als auf Madagaskar, seiner Geburtsinsel, sterben. Das, meine Herren, ist ein Lieblingswunsch der Neger; sie möchten Alle gern in ihrer Heimath begraben sein. Sie sagen, die Geister der fern vom Heimathlande Gestorbenen hätten im Grabe keine Ruhe und kämen, um die Zurückgebliebenen durch ihr Erscheinen zu peinigen. Der Todte soll die Gestalt eines bösen Geistes annehmen. Es giebt hier Sklaven, welche behaupten, mit solchen Geistern in Verbindung zu stehen. Diese kommen des Nachts zu ihnen und die Sklaven werden dann trübsinnig, heulen und

schreien, bis sie endlich sterben. Viele Sklavenhändler erzählen, daß die Neger meinen, ein solcher Verstorbener verwandle sich in ein Thier oder in eine Pflanze, und an der Bai von Antogil im Lande der Antavarten soll auf dem Grabe eines ehemaligen Häuptlings ein Baum wachsen, der süße Früchte trägt und seine Aeste wie segnende Arme ausbreitet.

Wir wollten nun Quinola, das Haupt der Flüchtlinge, um jeden Preis fangen, und rückten daher in einem weiten, geschlossenen Kreise vorwärts, die Neger nach einer Richtung zusammentreibend, wie bei einer Kesseljagd. Oft hatten wir sie vor uns, aber sie glitten vor unseren Augen die Abhänge hinab, oder verschwanden im Gehölze; ja, Einige, welche bereits in unsern Händen waren, wanden sich los. Sie waren schwer zu halten, denn die Bursche reiben sich den Körper mit Cocosöl ein, was sie so glatt wie Schlangen und das Festhalten unmöglich macht. Unsere Wuth steigerte sich daher mit jeder Stunde. Besonders trachteten wir danach, den Malaien zu fangen, der als das Haupt

der Mordbrenner bezeichnet wurde. Er war schon zwei Mal dem Gefängnisse entsprungen, und es hieß, er stehe mit Seeräubern in Verbindung, die ihn absichtlich auf die Insel gebracht hätten. Er war braun, wie altes Mahagoniholz, und seine Bewegungen glichen denen der Schlange. — Wir drangen am folgenden Tage noch weiter in den Gebirgen vor, deren Köpfe Sie dort hinten sehen können. Ein Trupp Neger floh vor uns her. Endlich waren wir ihnen so nahe, daß wir deutlich die Gesichter zu erkennen vermochten, wir erkannten auch den Malaien. Als die Bande sich nicht mehr auf den Bergen für sicher hielt, rannten Alle auf den Abgrund zu, der das Thal durchschnitt. Wir blieben ihnen auf der Ferse. Der Abgrund war durch eine überliegende Brücke zu passiren, die jedoch nur aus einem alten, sehr wurmstichigen Baumstamme bestand, dieser konnte großes Gewicht nicht tragen, die Neger mußten also Einer nach dem Andern die Brücke passiren. Jenseits des Abgrundes stieg eine mit riesigen Farrenkräutern bewachsene Felswand empor, zwischen denen die Neger auf

Nimmerwiedersehen verschwanden. Der Malaie war einer der Ersten am jenseitigen Rande. Wir sahen, wie er dort stehen blieb, um die Freunde zu erwarten. Wer von den Hinübergekommenen den Rand betrat, jubelte heulend vor Freude. Einige Schüsse von unseren Leuten abgefeuert, weckten das Echo ringsum, aber die Schwarzen wagten Alles. Wir sahen, wie Einer, welcher gerade auf dem gefährlichen Baumstamme saß, zitterte und wankte; nur ein größeres Schwanken, und er stürzte in den Schlund, aber er ermannte sich bald wieder und kam bei dem Malaien an. Nun drangen wir schneller vor. Wir mußten noch viele Neger diesseits der Schlucht fangen können, denn die Flucht über den Stamm ließ sich nur langsam bewerkstelligen und die, welche drüben waren, konnten die Brücke nicht zerstören, da ihre Kameraden nachfolgen mußten. Indeß einige der Kreolen schossen, eilten andere gegen die Schlucht. Ihnen voraus ein alter Kreole, der jeden Pfad genau kannte. Er wollte vor Allen den Malaien fangen, der ihm seine Felder zerstört hatte. Die Jagd tobte längs des Abgrundes. Schüsse

knallten, die Rufe der Kreolen mischten sich mit dem Geheul der Neger und plötzlich sahen wir den alten Kreolen Joseph an der Brücke erscheinen. Er war trotz seiner Jahre behende und kräftig. Kühn schwang er sich auf den Stamm. Seine muskulösen Beine umklammerten das faulige Holz, sein Gewehr als Balancier benutzend, hob er sich empor und schritt über die schwindelnde Brücke. Dicht hinter ihm war ein zweiter Kreole. Joseph hatte nur noch wenige Fuß bis zum Rande, als plötzlich mit gewaltigem Rucke der Baum hinabgestoßen ward. Der Malaie hatte daran gerüttelt — der Stamm fiel mit Gekrach in die Tiefe, aber wir sahen Joseph im kühnen Sprunge die Felswand erreichen, als hinter ihm die Brücke hinabstürzte. Kaum faßten seine Beine in den Grund, als er auch schon den im Farrenkraute verborgenen Malaien packte. Wir sahen, wie Beide im Grase sich wälzten. Ein fürchterliches Ringen entstand. Bald lag einer der Ringer oben — bald unten.

„Schießt! schießt!“ rief Joseph zu uns hinüber, „ich liege unten.“

Wir hörten beim Rauschen des Bergstromes seine Rufe nur undeutlich, und konnten nicht unterscheiden, ob der Malaie oder Joseph oben war, daher schwankten wir, Feuer zu geben. Jeder forderte den Andern auf, zu schießen. Die Kämpfer balgten sich drüben wüthender noch als Anfangs umher, ein grellender Schrei tönte. Mein Vater entschloß sich endlich zu schießen, sobald der Kopf des Malaien oben erscheinen und zu erkennen sein würde. Zwei Mal schlug er an — zwei Mal setzte er wieder ab — er zitterte — jetzt krachte ein Schuß, ein Geheul war die Antwort, der Malaie war getroffen. — Er sprang empor und stürzte sich sofort wieder auf seinen Gegner, ihn mit den Zähnen erfassend, seine Beine um die Joseph's schlingend. Er wollte ihn zum Rande des Abgrundes schleifen. Mein Vater stieß wüthend sein Gewehr gegen den Boden. Meine Sinne schwanden.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich, wie alle Kreolen am Rande des Abgrundes standen und hinunterblickten. Ringsum im Walde herrschte tiefe Stille, nur aus der Tiefe heulte das Tosen des

Gebirgswassers. Joseph war hinabgestürzt, sein Feind verschwunden. Wir harrten eine Zeit lang im tiefen Schweigen und sagten dem Verunglückten Lebewohl. — Da nun keine Verfolgung mehr möglich war, kehrten wir zurück. Meine Wunde hinderte mich am schnellen Gehen und ich hinkte der Truppe nach. Vor dem Dorfe begegnete mein Vater einem Nachbar. Er sprach mit ihm. Als ich herankam, sagte mein Vater:

„Maurice, ich habe eine schlechte Nachricht, Dein Malgache Salomon ist entlaufen, vier andere Neger mit ihm, er war sicher unter der Negerbande.“ Der Verlust dieses Burschen war ein herber für mich, denn er bildete mein Vermögen, wenistens einen Theil davon. Wir fanden unsern Garten vernachlässigt, die Felder nicht bestellt. Ich war natürlich sehr traurig, denn Salomon hatte mir großen Nutzen bringen sollen. Wir zogen Erkundigungen ein und erfuhren, daß Salomon mit einem anderen Neger oft zusammengekommen war. Dieser hatte ihn uns entführt. Wir erinnerten uns, daß Salomon auf der Brust eine kleine, besonders geformte

Wunde erhalten hatte. Dies deutete auf eine Verbrüderung zwischen ihm und seinen Genossen hin, denn die Neger verbrüdern sich durch eine gewisse Ceremonie; sie ritzen sich Wunden, tauchen in das Blut ein Stück Ingwer, und verzehren solches gemeinschaftlich. Die so Verbundenen stehen einander bei und selbst Weiße sollen sich mit den Negern so verbinden. — Wir lebten im Dorfe dort in steter Sorge, Salomon kannte jedes Haus, jeden Steg, er wäre für die Neger ein trefflicher Führer gewesen, wenn es einen Ueberfall zu machen galt. Aber es geschah Nichts gegen uns. Ich streifte seit jener Zeit viel im Gebirge umher, meinen Neger suchend — vergebens. Ich bin gewiß, er steckt heut noch dorten im Gebirge, und wartet nur auf einen günstigen Augenblick, um sich an irgend einen Capitain zu verdingen, denn die nordamerikanischen Capitains geben den entlaufenen Negern oft großes Handgeld und verkaufen sie dann in den amerikanischen Besitzungen, nachdem sie ihnen vorgespiegelt, daß sie frei sein würden.

„Und die Grotte?“ fragte der Doctor Maurice.

„Ich komme jetzt darauf", sagte der Kreole, „diese Grotte war der Versteck Salomon's. Der alte Quinola lebte damals noch, er hat Salomon in die Grotte geführt, die ihm lange sicheren Versteck gewährte. Ich weiß das von Negern, die später gefangen wurden und denen Quinola diese Grotte, welche wir die „Höhle des Malgachen" tauften, gewissermaßen vermachte."

„Also ist der alte Zauberer endlich gestorben?" fragte ich.

„Endlich", sagte Maurice, den Stummel seiner Cigarre fortwerfend. „Das ist eine seltsame Geschichte. Aber er starb nicht auf Madagascar, wohin er so gern wollte, er hatte mit Salomon und vier anderen Negern, unter denen derjenige war, von welchem ich die Nachricht erhielt, einen Fluchtplan entworfen. Er lehrte sie einen Baumstamm aushöhlen, was Salomon schon recht gut verstand.

„Auf diesem Boote", sagte Quinola, „fahren wir nach Madagascar. Ich will in meiner Heimath, fern von dieser verfluchten Insel, sterben, wo die Neger dem Gethier des Waldes gleich sind. Fahrt

mit mir über den großen See (so nennen die Neger den Ocean), und ihr sollt mit mir im Frieden leben."

„Quinola galt für einen Weisen und Zauberer, wie ich Ihnen sagte, also gehorchten die Neger. Sie arbeiteten eine Pirogue. Während dieser Arbeit lebten sie in steter Angst vor den Verfolgern, sie lagerten in der Grotte und meißelten bei Tage an ihrer Pirogue mit großer Anstrengung. Endlich war das Boot fertig. Quinola fühlte sich schwach. „Schnell, Kinder! schnell!" mahnte er, „lasset mich nicht sterben auf dieser Insel. Wir werden bald in Madagascar sein."

„Die Neger haben keine Begriffe von den Entfernungen der Inseln und Erdtheile voneinander. Quinola meinte, Madagascar in drei Tagen erreichen zu können und Andere trauten seinem Worte, da er ein Zauberer sein sollte. Den fertigen Kahn trugen sie unter riesigen Anstrengungen über Berge, durch Wälder und Schluchten, über reißende Ströme, durch die Lianengestrüppe bis an das Meer. Quinola war außer sich vor Freuden. Er sang Lieder, welche

er die Neger gelehrt hatte, er tanzte, und oftmals mußten die Neger ihn gewaltsam zur Ruhe mahnen, wenn sie an einem unserer Dörfer vorüber schlichen. Endlich kamen sie bis an das Meer. Hier setzten sie das Fahrzeug ins Wasser, das Holz schwamm gut. Der alte Neger forderte nun die jungen auf, einzusteigen, aber Salomon und der Neger, der mir diese Geschichte erzählt hat, wollten die Fahrt nicht wagen. Quinola drohte und verhieß ihnen, daß er kommen werde, sie zu plagen — umsonst. So stand der Alte davon ab und nahm die beiden anderen Schwarzen mit sich. Um Mitternacht, bei hellem Mondenscheine, rüsteten sie sich zur Fahrt. Sie hatten Ruder geschnitzt und meinten damit fortzukommen. Quinola nahm ein mächtiges Blatt der Agaven und drehte es zu einem Trichter. Er schöpfte es voll Wasser, besprengte die Wände der Pirogue damit und beschwor die bösen Geister. Dann pflanzte er das Blatt in den Sand und bestieg mit seinen Gefährten die Pirogue. Sie glitten in die murmelnden Wogen. Die beiden anderen blieben zurück; — als das Schifflein nicht mehr

sichtbar war, gingen sie wieder in den Wald, Salomon schloß sich später den Negerbanden an, der andere Neger trieb sich an der Küste umher.

Am dritten Tage nach des Quinola Abfahrt sah der Schwarze ein Boot auf die Küste zufahren. Es saßen Engländer darin. Da sie den Schwarzen sahen, winkten sie ihm und gaben ihm zu verstehen, er solle kommen, es werde ihm Nichts geschehen. Die Neger kennen die Flagge der Engländer, welche gegen die Sklaverei agiren, also schwamm er zu dem Boote hinüber. Die Bootsleute sagten, er solle an Bord des Schiffes kommen, welches in Kanonenschußweite von der Küste ankerte, sie hätten Sonderbares auf dem Schiffe. Als der Neger — Abraham war sein Name — an Bord des Engländers war, führten sie ihn in das Zwischendeck. Hier lag sterbend auf einer Matte Quinola. Als er Abraham erblickte, lächelte er und bat ihn, sich neben das Lager zu setzen. Abraham erfuhr nun den letzten Theil der Geschichte. Als die Sonne nach jener Fluchtnacht aufging, erschien den drei Negern diese Insel wie ein kleiner Punkt, den Wolken

umgaben, nur die Rauchsäule des Souffrière zeichnete sich dunkel aus. Das elende Fahrzeug konnte den Wellen nicht widerstehen. Quinola sprach nicht, aber die Ruderer merkten, daß das Holz immer schwerer ward und sich senkte. Ein Windstoß trieb das Wasser in den Kahn und schwemmte die Früchte hinweg, die sie mitgenommen hatten. Sie wußten nicht, wohin sie steuern sollten und überließen sich dem Winde. Der Kahn trieb nicht mehr, die Malgachen schwammen abwechselnd hinter ihm her. Es ward finster am Himmel, der Sturm zog herauf, zwei Tage lang trieben sie schon auf dem Meere, die Kräfte verließen sie und der Regen floß in Strömen hernieder — der Wind brauste, aber die Drei arbeiteten nicht mehr. Sie saßen in dem mit Wasser gefüllten Kahne und sangen ein Todtenlied. Endlich neigten sie die Häupter und blieben stumm. — Ein lauter Ruf schreckte sie auf, es war ein Schiff in der Nähe. Die Matrosen sahen, wie die Barke im Sturme trieb und riefen ihnen Muth zu. Die jungen Malgachen schwangen sich in die Wellen, sie hielten ihre Hände gefaßt, sie tauchten unter —

sie sind nicht wieder emporgekommen. Quinola saß regungslos in den Kahne. Als das Boot vom Schiffe abgelassen ward, konnte man ihn mit genauer Noth retten. Er ward an Bord geschleppt und lag schon im Sterben, als die Leute Abraham an der Küste entdeckten. Dieser kam gerade noch zur rechten Zeit, um die Erzählung aus dem Munde des Alten zu vernehmen, der bald darauf starb, glücklich und zufrieden, auf dem Schiffe und nicht auf dieser Insel gestorben zu sein, welche er so glühend haßte. — Abraham kam bald darauf wieder in die Dienste eines Pflanzers auf der Insel, aber er ist ein freier Neger geworden, der sich losgekauft hat. Salomon dagegen vagabondirt umher und zeigt sich zuweilen in der Nähe dieser Grotte. Da haben Sie die Geschichte der Malgachenhöhle."

Maurice hatte geendet. Ich war tief nachdenklich geworden. Wie viel Jammer und Elend bargen jene schweigenden Wälder, die Höhlen, welche sich ringsum aufthaten? welche schauerliche Poesie haftete an den schwarzen Gestalten, die uns dutzend-, hundertweis in den Gassen der nordamerikanischen

Städte begegneten? die in den Feldern arbeiteten? — Die Nacht brachte ich unruhig zu. Erst gegen Morgen entschlummerte ich und ward durch Flintenschüsse geweckt. Die Kreolen hatten Neger gesehen, welche offenbar in der Grotte des Malgachen übernachten wollten. Wir streiften unter Maurice's Führung noch zwei Tage im Gebirge umher, dann traten wir der Rückweg an. Als wir uns dem Dorfe des Kreolen näherten, sahen wir einen großen Haufen Menschen gegen uns herankommen.

„Maurice! Maurice!“ riefen viele, „herbei — schnell! ein Fang, ein Fang!“

Maurice eilte uns voraus, wir folgten. Inmitten eines Haufens von Kreolen, Männern, Weibern und Kindern, stand ein von Schweiß und Staub bedeckter Neger mit gebundenen Händen. Man hatte ihn schon furchtbar zerbläut, sein Haar war von Blut klebend und die Fetzen seines Hemdes hingen herab. Maurice hatte den Gefesselten kaum gemustert, als er schrie:

„Salomon! ah — der Bandit ist gefangen. Ich habe ihn wieder. Sehen Sie meine Herren, hier

ist die Narbe der Wunde! Hund, ich habe viel durch Dich verloren."

Er hatte den eisernen Ladestock seines Gewehres herausgezogen und wollte den Neger damit züchtigen, sein Hund umkreiste den Gefesselten zähnefletschend, die Kreolen stießen und höhnten ihn.

„Sie können Miß Harriet ihr Wort halten", flüsterte der Doctor mir zu.

„Ich bin schon dabei", sagte ich, den Arm Maurice's auffangend. „Lassen Sie den Armen frei", rief ich.

Die Kreolen murrten laut, aber ich ließ mich nicht beirren.

„Ich bitte darum", fuhr ich nachdrücklich fort, „ich würde keine Mißhandlung dulden."

„Aber es ist mein Eigenthum", erwiderte Maurice, „Neger sind Sachen, ich kann mit ihm thun, was ich will."

Ich führte Maurice bei Seite. „Was wollen Sie für den Neger haben?" fragte ich, „ich biete Ihnen einen Preis."

Der Kreole senkte das Haupt. „Hm", sagte er,

„es ist eine Reihe von Jahren her, seit er fort lief — er hat freilich keine großen Kräfte mehr — also — meinetwegen denn, wenn Sie zweihundert Dollars geben wollen —“

„Topp, der Handel ist gemacht“, sagte ich, „Salomon wird frei sein. Ich kann nicht augenblicklich über die Summe verfügen, aber ich sende sie Ihnen aus Baltimore. Sind Sie zufrieden?“

„Ihr Wort genügt vollkommen.“ —

Wenige Minuten später war Salomon frei. Er bezeugte seine Freude durch Geheul und Springen, küßte mir die Hand und versprach mir ewige Dankbarkeit. Die Kreolen waren verstimmt, aber was kümmerte das mich? hatte ich doch das Glück gehabt, mein Wort der schönen Harriet halten zu können.

Ich ließ dem Neger Speise und Trank vorsetzen. Er aß gierig. Es ward ihm ein Lager für die Nacht angewiesen, folgenden Tages sollte er mit uns nach Basse Terre und von dort nach Baltimore gehen. Wir blieben die Nacht in dem Kreodorfe. Der Doctor und seine Freunde hielten über

die Neger noch gelehrte Abhandlungen — endlich suchten wir unsere Lagerstätten.

Früh Morgens waren wir schon munter. Ich trat aus dem Hause, als Maurice athemlos auf mich zukam.

„Da sehen Sie, was Ihre Güte verschlägt bei den Niggerbestien“, rief er, „der Bursche hat sich davon gemacht — sein Nest ist leer.“

Ich fuhr betroffen auf, denn die Undankbarkeit schien mir doch zu abscheulich. „Wie, er ist fort?“ rief ich.

„Fort über alle Berge und ich bin um Alles.“

„Sorgen Sie nicht“, fiel ich ein, „Sie werden Ihr Geld erhalten, ich achte mich für gebunden, aber Sie dürfen, wenn ich Ihnen dasselbe sendete, den Neger nicht mehr einfangen, selbst wenn Sie seiner wieder habhaft werden können.“

Maurice reichte mir die Hand. „Es bleibt dabei“, sagte er, „Salomon soll in den Bergen schweifen dürfen — Sie sehen nur“, setzte er boshaft hinzu, „was Dankbarkeit bei den Negern heißt und ob sie werth sind, frei zu sein.“

„Schändlich“, rief ich, „es ist wahr, es sind Bestien.“

„Eh donc,“ meinte der Doctor, „Sie haben bei Harriet ihr Wort gelöst.“ —

Das beruhigte mich wieder. Wir hatten eine nicht minder glückliche Heimfahrt, und nachdem ich meine Rapporte gemacht, das Geld an Maurice gesendet hatte, blieb mir nur noch die angenehme Pflicht, Miß Harriet meinen Bericht abzustatten. Sie kam mir schon auf der Treppe der Veranda entgegen.

„Ich weiß Alles“, rief sie, „der Doctor hat mir erzählt, wie großmüthig Sie gehandelt, aber ich möchte die bittere Erfahrung nicht bestehen lassen. Mit einem Worte: Neger sind Waaren für jene Leute auf Guadeloupe, und Waaren kann man stehlen.“

„Ich bin vollkommen zufriedengestellt“, sagte ich, „wenn Sie mir bezeugen, daß ich Wort hielt, und Ihre Muthmaßung macht den kleinen Dienst, den ich im Interesse der Menschlichkeit leistete, erst werthvoll.“

Monti kam hinzu — er nöthigte mich einzutreten und ich verbrachte einen glücklichen Abend in Franklin's Villa.

Von jener Zeit an gehörte ich zu den Besuchern des Hauses Monti. Kein Fest, an welchem ich nicht Theil genommen hätte, kein Ereigniß innerhalb der Familie, welches mir nicht mitgetheilt worden wäre. Ich war mit Harriet vertrauter geworden, aber dennoch wagte ich kein Geständniß. Was konnte ich, der schlichte Officier, dessen zwar leidliche Glücksgüter dem Reichthum Monti's gegenüber in Nichts verschwanden, der einzigen Tochter des großen Besitzers bieten? Selbst die Aussichten auf glänzende militärische Stellung waren damals in Amerika sehr gering, ich konnte also nicht einmal hoffen, durch hervorragende Berufsstellung die Ungleichheit, welche bezüglich des Besitzes zwischen uns stattfand, einigermaßen auszugleichen. Und doch durfte ich nicht mehr daran zweifeln, daß ich Harriet nicht gleichgültig war, daß sie für mich mehr als freundschaftliche Empfindung hegte. Monti beobachtete zuweilen eine größere Zurückhaltung als sonst wohl

der Fall gewesen war. Ich brachte dies in Einklang mit Plänen, welche er in Bezug auf eine Heirath zwischen Harriet und einem seiner Neffen hegte, die ebenfalls zu den ständigen Besuchern der Villa gehörten, und denen meine Anwesenheit nicht besonders zu gefallen schien.

So kam der Herbst heran. Es war die Zeit meines Urlaubes. Ich hatte ihn sonst benutzt, um der Jagd auf den Seen und den umliegenden Landsitzen beizuwohnen, dieses Mal blieb ich in Baltimore, obwohl ich mir nach anstrengendem Dienste einige Ruhe gönnte.

Ich war eines Tages von Frazer's Kaffeehaus in meine Wohnung heimgekehrt. Auf dem Tische fand ich verschiedene Briefe. Sie enthielten — ich wußte das schon — Einladungen zur Jagd, ich aber griff schnell nach einem anderen zierlichen Schreiben, denn ich hatte sogleich die Handschrift Harriet's in der Adresse erkannt. Ich konnte eine Einladung nach Snowhill vermuthen, aber ich schreckte zusammen, als ich das geöffnete Schreiben durchflog. „Theurer Freund", so lautete es. „In aller

Kürze. Wir treffen morgen früh — mein Vater, Julia und ich — in Baltimore ein, um mit dem ersten Schiffe, das nach Sanct Thomas unter Segel geht, abzufahren. Heut früh ist eine sehr schlimme Nachricht für uns eingelaufen. Zwei Häuser meines Vaters und eine bedeutende Strecke der dabei liegenden Zuckerplantagen sind ein Raub der Flammen geworden. So schlimm es auch für uns ist, ohne größere Begleitung reisen zu müssen — wir haben keine Ruhe hier zu verweilen und werden uns freuen, Sie vor der Abfahrt noch einmal zu sehen. Die Ihrige. Harriet."

Ich befand mich sofort in größter Erregung. Die beiden Damen sollten, nur von dem alten Herrn begleitet, die Fahrt über das Meer machen. Monti war schon einmal in Gefahr gewesen, die Parteien standen sich schroff gegenüber — Harriet selbst schien es zu bedauern, daß sie nicht andere Begleitung haben konnten und ich — ich war so glücklich, frei, Herr meiner Zeit zu sein. Wie hätte ich zögern können? ich war rasch entschlossen. Wie immer war mein Reisegepäck schnell beisammen und in einer

halben Stunde befand ich mich auf der Commandantur, um zu melden, daß ich meinen Urlaub zu einem Ausfluge nach St. Thomas benutzen werde. Ich verbrachte die Nacht in großer Unruhe. Würde Monti mich nicht für aufdringlich halten? Ich wollte aber mich zum Reisegefährten anbieten, schlug er es artig aus, so hatte ich der Pflicht eines Freundes seiner Familie genügt. Da ich annehmen konnte, daß die Reisenden sofort zum Hafen eilen würden, richtete auch ich meinen Weg dahin, noch ehe die Sperre gehoben war. Ich fand bereits das Gepäck Monti's dort. Nicht lange darauf erschienen die drei Reisenden. Ich entdeckte Monti meinen Entschluß, und seine Freude darüber war eine so ungeheuchelte, daß ich den Einfall im Stillen segnete, um so mehr, als Harriet mich mit Dank überhäufte und mit ihrer reizenden Hand die meinige recht innig drückte.

„Ich muß jetzt mit dem Rheder sprechen", sagte Monti, „die Schiffe nach St. Thomas sind alle belegt. Ein Dampfer geht erst übermorgen und der Wind ist günstig. Wir dürfen nicht zaudern, das

erste beste Schiff zu nehmen, ich bestelle Platz für Sie, Colonel."

„Ich bitte darum", rief ich dem Forteilenden nach. Ich blieb mit den Damen in der Dockhalle am Damme. Harriet konnte mir jetzt erst ihre Freude recht herzlich bezeugen.

„Sehen Sie wohl", sagte sie scherzend, „es trifft ein. Als Sie uns das erste Mal besucht hatten, rief ich Ihnen beim Abschied zu: Wer weiß, ob wir nicht einst durch Zufall oder freie Wahl Reisegefährten werden — es ist eingetroffen."

„Welch' eine Freude für mich", sagte ich, „wäre nur die Ursache der Reise keine so traurige."

„Es ist freilich ein böser Zwischenfall, aber mein Papa hat besonders deshalb Sorge, weil eine Anzahl seiner Arbeiter brod- und obdachlos sind — der Verlust würde ihn ziemlich kalt lassen. Indessen haben wir gute Verwalter und so wird für die Leute gesorgt worden sein, ehe wir anlangen. Ich begleite aber stets den Vater und dürfte auch jetzt nicht fehlen", sagte Harriet, „es giebt auf St. Thomas gewiß mancherlei zu helfen."

Ich wollte Ihr meine Anerkennung aussprechen, als Monti hastig auf uns zukam.

„Colonel“, sagte er, „Ihre Begleitung würde mir stets erfreulich gewesen sein, dieses Mal erscheinen Sie mir wirklich als ein Schützer. Wissen Sie, mit welchem Schiffe wir fahren müssen, wenn wir nicht allzu lange bleiben, die kostbare Zeit versäumen wollen?“

„Nun?“ fragten wir gespannt.

„Mit dem Schooner „John Braddy“, der Capitain Burder führt ihn.“

Wir schreckten unwillkürlich zusammen. Der Name dieses abscheulichen Kerls, dem wir — Monti und ich — in so feindlicher Weise gegenübergestanden, schien uns eine üble Vorbedeutung für die Reise. Außerdem stand Burder, wie wir wußten, in schlechtem Rufe. Es galt aber nicht lange zaudern, der „Braddy“ war das einzige Schiff, welches heut auslief und Monti hatte Eile, weshalb er denn auch sogleich die Plätze für uns gelöst und bezahlt hatte. Andere Passagiere als wir vier waren nicht an Bord.

„Und hat der Bursche“, fragte ich Monti, „bei

Ihrem Erscheinen vor ihm irgend eine böse Miene, eine Aeußerung über den Auftritt im Café gemacht?"

„Durchaus nicht", entgegnete Monti, „er sah sauertöpfisch aus wie immer, und als ich eine kleine Anspielung auf jenen Vorfall machte, sagte er kurz: „Was geht mich Ihre Liebe oder Ihr Haß an. Sie sind Passagiere und wenn Sie bezahlen, ist Ihre Fahrt ein Geschäft für mich und meinen Rheder, weiter nichts."

„Im Grunde hat er Recht", lachte Miß Harriet.

So waren wir bald über den Fall getröstet. Eine halbe Stunde später befanden wir uns an Bord und um neun Uhr hob der Braddy seine Anker und legte sich in den Wind. Baltimore entschwand unsern Blicken, da eine günstige Brise den Schooner sehr schnell entführte. Capitain Burder hatte mich kaum beachtet, was mir auch vollkommen gleichgültig war, es schien mir sogar, als wolle er absichtlich unsere Bekanntschaft gar nicht gelten lassen. Uebrigens hatte ich mir vorgenommen, ihm bei der ersten flegelhaften Aeußerung ganz energisch auf den Leib zu rücken. Zuweilen durchflog meine Gedanken die

Erinnerung an die Warnungen, welche mir bezüglich des wilden Capitains zugekommen waren, aber ich verscheuchte sie schnell. Der Schooner war reinlich gehalten, die Decke und kleinen Passagier-Cajüten ordentlich aufgeräumt, die Mannschaft ziemlich flink und arbeitsam, nur Eins fiel mir auf: Burder, dessen abstoßendes Wesen die Passagiere sehr empfinden mußten, war mit seiner Mannschaft nicht nur freundlich, er schien vielmehr mit ihr auf ganz vertrautem Fuße zu stehen und legte, die Befehle beim Handhaben des Schiffes abgerechnet, stets seinen Charakter als Capitain bei Seite, wenn er mit den Leuten, selbst mit den Schiffsjungen sprach und in roher, cordialer Weise scherzte. Indessen hatte ich ein solches Gebahren der Capitains nicht zum ersten Male gesehen und kümmerte mich nicht weiter darum.

Während Monti und die Damen ein wenig ruhten, musterte ich verstohlen das Schiff, dessen Ladung mir sehr bedeutend erschien. Bei diesen Musterungen glaubte ich zu bemerken, daß die Mannschaft oftmals in Gruppen zusammenstand, und ich meinte gewisse Bemerkungen über die Fracht des

Schooners zu hören. Gegen den Bugspriet vorgehend, sah ich, wie Burder und sein Lieutenant, ein Spanier, Seekarten studirten und ich erkannte auf den ersten Blick, daß jene Karten nicht den Theil des Meeres darstellten, welches wir durchschifften. Wir befanden uns auf hoher See. Das Wetter war mild, die Sonne lachte hell und wolkenlos hernieder. Um die Mittagszeit kamen Monti und die Damen wieder auf das Verdeck, über dessen für unsern Aufenthalt bestimmten Theil Burder ein Segel spannen ließ, unter welchem der Tisch für unsere Mahlzeit servirt wurde. Noch hatten wir einen Theil der Mannschaft nicht gesehen, der freilich nur aus zwei Personen bestand: den Schiffskoch und seinen Gehülfen. Wie es hieß, waren Beide mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt, deren Lieferung der Capitain ebenfalls übernommen hatte.

„Ich bin neugierig, unser Menu kennen zu lernen“, scherzte Harriet.

„Burder's Aussehen läßt auf keine besondere Wahl der Speisen schließen“, sagte Monti lächelnd.

„Wie gern wäre ich mit dem Geringsten zu-

frieden", setzte er ernst hinzu, „ließe sich die Fahrt beschleunigen."

In diesem Augenblicke ward die Glocke gezogen, welche zu Tische rief. Da Burder durchaus nicht der Mann der Höflichkeit war, eilten wir, an unsere Tafel zu kommen, denn der Capitain hätte uns sicherlich nicht genöthigt. Wir nahmen Platz. Von unten herauf drang der Duft der Küche und bald stieg ein Junge empor, der zwei mit Speisen besetzte Platten trug, welche ganz appetitlich aussahen. Ihm folgte der Koch — ein Neger. Er hielt die Terrine in den Händen und trat an unsern Tisch. Kaum hatte er uns erblickt, als er schnell die Suppenschüssel auf den Tisch stellte und mit dem Rufe „Massa Offizier! meine gute Massa" auf mich zueilte, meine Hand ergreifend. „Salomon", rief ich erstaunt, „mein Neger von Guadeloupe." Ich hatte den von Maurice erkauften Schwarzen vor mir. Harriet, Julia und Monti bezeigten ihre Freude. Ich aber nahm eine strenge Miene an.

„Du entliefst mir", sagte ich, „Du bist mein Sklave, und ich konnte auf Dank rechnen."

„Massa", begann der Neger in seiner Sprachweise, „ich bin unschuldig. Nachdem ich in den Stall gebracht worden, den mir die Kreolen als Quartier angewiesen hatten, lag ich bald im tiefen Schlafe. Ich war so erschöpft, daß ich mich — ich glaube wenigstens — nicht ein Mal rührte. Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht, aber ich ward durch starkes Schütteln erweckt. Eine Hand drückte mir den Mund zu, drei oder vier andere umwanden meine Beine mit Stricken, auch meine Arme wurden geknebelt. Ich wollte um Hülfe schreien, allein der Mund ward mir mit einem Tuche verbunden und ich wurde emporgehoben, durch die Nacht über Stock und Stein fortgeschleppt, bis an den Herbesfluß geschleift, dort in einen Kahn geworfen und an ein Schiff gefahren. Ich war gestohlen und befand mich als geraubter Sklave an Bord eines Negerräubers. Ich blieb in dem Raum geknebelt liegen, wurde gefüttert wie ein Thier, bis wir auf Martinique landeten. Hier verkaufte mich der Kapitain an einen Pflanzer, der mich wieder an den Kapitain Burder verhandelte, der ein schlim-

mer Mann ist, aber mich das Kochen lehren ließ, um die Küche auf dem Schiffe zu versehen, das ich nie verlassen darf. Burder ist", Salomon blickte vorsichtig umher, „Burder ist ein Schurke. Er hat — —"

Gerade jetzt trat Burder aus der Kajüte. „Will Er hinunter, schwarzer Hund", rief er wüthend, einen Stock schwingend, der sogleich auf Salomon's Schulter niederfiel.

Der Neger stieß einen Schrei des Schmerzes aus und krümmte sich unter den nun schnell aufeinanderfolgenden Hieben. Wir sprangen entsetzt auf und Monti fiel dem Capitain in den Arm. Burder stieß jedoch den alten Herrn bei Seite.

„Lassen Sie mich zum Teufel doch mit meinem Sklaven machen, was ich will", brüllte er. „Was geht das Euch an, wie ich mit dem schwarzen Fleisch verfahre."

Er hatte Salomon beim Kragen gefaßt und schleppte ihn bis an den Rand der Deckluke. Hier angekommen, erfolgte für den Neger noch eine Züchtigung und ehe ich noch hinzu springen konnte,

waren Burder und Salomon in der Luke verschwunden.

„Bleiben Sie um Gottes willen", bat Harriet, „die Mannschaft ist mit dem Capitain eng verbunden, wir sind nicht im Stande, Etwas für den Neger zu thun."

Wir waren von der abscheulichen Scene so erregt, daß die Speisen fast unangerührt blieben.

„Ich werde mit dem Bösewichte ein Wort reden", rief ich. „Er hat einen Sklaven für sein Eigenthum erklärt, den ich kaufte. Er darf ihn nicht mißhandeln. Salomon ist mein."

„Sie würden damit wenig ausrichten, mein Freund", fiel Monti ein. „Sie haben gesehen, wie herrisch der Capitain auftritt. Sie können Ihr Recht jetzt nicht beweisen, es bedarf nach unseren Gesetzen dazu ganz anderer Mittel. Burder würde Sie verlachen und den Armen nur noch schlechter behandeln, denn wo ist der Richter, an den Sie appelliren könnten? Sie müssen warten, bis wir auf St. Thomas gelandet sind. Dann läßt man auf Salomon wie auf eine gestohlene Waare Beschlag legen und

der Neger wird so lange bei den dänischen Behörden der Insel deponirt, bis Sie im Stande sind, Ihr Anrecht zu beweisen."

„Aber hier will ich doch mindestens die Erklärung abgeben, daß Salomon mir zugehört."

„Auch dazu rathe ich Ihnen nicht. Was würde die Folge sein? Gesetzt, der Capitain glaubte Ihrem Worte, so würde er doch thun, als bezweifelte er die Wahrheit Ihrer Aussage, und da Sie ihm seine Beute nicht mit Gewalt entreißen, den Neger hier nicht schützen können, wäre der abscheuliche Burder im Stande, sein Opfer so zu maltraitiren, daß Salomon als halbe Leiche in St. Thomas anlangte."

Ich sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein, und wir beschlossen, vorläufig zu schweigen und durchaus keine Ansprüche an die Person des Negers zu erheben. Indessen gab uns dieser Vorfall auf's Neue Gelegenheit, über die Scheußlichkeit der Sklavenbehandlung zu sprechen. Miß Harriet war hocherfreut, daß sie Recht gehabt, als sie an der Undankbarkeit Salomon's zweifelte und voraussagte: daß der Neger mir entwendet worden, nicht davon ge-

laufen sei. Ich selbst war nicht minder froh. Ein Mensch, den ich vom Verderben gerettet hatte, vergalt mir nicht durch Undank, und ich war glücklicher Weise um eine traurige Erfahrung ärmer. Ich war daher fest entschlossen, Salomon um jeden Preis von seinem Peiniger zu erlösen. Wir saßen noch unter dem Segel beisammen, als Burder wieder erschien.

„Sie machen, wie alle Negerfreunde", sagte er mit boshaftem Lächeln, „gar zu viel Aufhebens von einer Sache, welche in unsern Staaten fast zu jeder Stunde passirt. Ein Neger ist eine Bestie, und Sie, mein Herr Monti, Sie werden vielleicht noch schlimmere Erfahrungen machen. Wer weiß denn, ob das Feuer, welches Ihre Besitzungen verheerte, nicht von der Hand der Neger angelegt wurde?"

„Sie freilich", rief Monti, „haben von den Schwarzen solche Ansichten. Es ist auch kein Wunder, wenn die Neger sich an solchen Männern, wie Sie einer sind, rächen. Ich will mich hier nicht weiter streiten — Sie sind der Herr dieses Schiffes — lassen wir die Sache ruhen."

Burder brummte Etwas in den Bart.

„Ich möchte Sie bitten", fiel ich jetzt ein, „uns wenigstens mit ähnlichen Scenen, wie sich eben hier eine solche ereignete, zu verschonen. Sie sind bezahlt worden, wie Sie oder der Rheder in Baltimore es verlangten — Sie haben Ordnung unter Ihren Leuten zu halten, aber zugleich auch dafür zu sorgen, daß die Passagiere Ihres Schiffes nicht belästigt werden, und es ist wahrlich eine ganz abscheuliche Belästigung, wenn man Zeuge eines solchen Schauspiels werden muß, wie das so eben noch zwischen Ihnen und dem Neger aufgeführte gewesen ist."

„Ha! ha! ha!" lachte Burder wiehernd, „man kann Ihnen ja zu Gefallen leben, so lange Sie auf dem Schiffe sind und die Peitsche drunten, unter Deck, anwenden."

Damit verließ er uns. Wir blieben starr vor Unmuth und Besorgniß sitzen. Der arme Salomon wurde vielleicht deshalb noch ärger mißhandelt, weil wir für ihn Partei ergriffen hatten, und ich sah ein, wie Recht Monti gehabt, als er mir Vorsicht gerathen hatte.

Der Tag ging ruhig hin. Burder sahen wir wenig, Salomon war gar nicht zu erblicken. Den Thee, den wir Abends, auf dem Deck sitzend, einnahmen, servirte der Küchenjunge, der mir ganz nach dem Vorbilde seines Capitains geschult erschien. Ich versuchte jedoch einige Fragen an den Burschen zu richten, welche sich besonders auf die Ladung des Schiffes und auf das Verhältniß des Capitains zur Mannschaft bezogen. Letztere war — so erzählte der Junge — erst seit vierzehn Tagen neu geworben und mit Burder nur einmal unter Segel gegangen. Der Lieutenant dagegen sei ein alter Kamerad Burder's. Die Ladung des Schooners bestehe aus Taback, Reis und Mehl, welche beiden letztgenannten Waaren den Schooner eben so bedeutend beschwerten. War es nun wirklich der Fall, oder erschien es mir, der ich verstimmt geworden, so — genug, ich meinte, in den Mienen des Jungen ebenfalls jenen Hohn zu lesen, der mir bereits in den Blicken der Matrosen sehr unangenehm aufgefallen war. Aber ein Wesen wie Harriet war in meiner Nähe — ich konnte stunden-, nein tagelang bei ihr verweilen.

Fortwährend unterhielten wir uns, wie hätte ich da lange über die mehr oder minder große Unverschämheit roher Matrosen nachdenken können? Bald genug war Alles vergessen, was uns empfindlich berührt hatte. Wir saßen an der Schiffsgallerie, Monti, Harriet, Julia und ich. Das Meer war glatt und eben wie ein Spiegel, der Mond stieg in ganzer Pracht am Himmel empor und die Sterne funkelten so herrlich auf uns hernieder. Ein frischer, erquickender, nach dem heißen Tage doppelt willkommener Wind schwellte die Segel und trieb das Schiff durch die vom Mondlichte in flüssiges Silber verwandelten Wellen, die bald laut, bald leiser rauschten, als der Kiel sie durchschnitt. Es war ein entzückender Abend. Ich stand neben Harriet an der Gallerie des Backbords. Wir blickten zurück auf die lange, im Scheine des Mondes fast glühende Furche, welche das Schiff in die Wellen geschnitten hatte und die sich jetzt wieder zusammenfügte in Millionen flüssiger Funken.

„Welch' ein Glück müßte es sein", sagte Harriet, „könnte man auf stets heiterem Meere dahinfahrend

alle seine Freunde um sich versammeln und immer weiter vom Lande sich entfernend in der glücklichen Stimmung verbleiben, welche eine solche Mondnacht, mit dem Zauber vereinigt, den das Meer uns zeigt, erweckt."

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, theuerste Miß", rief ich, „aber freilich, man muß diejenigen in der Nähe haben, welche uns theuer sind."

Ich schwieg — Harriet entgegnete nichts, sie legte ihre Hand in die meinige und ich drückte meine Lippen auf Harriet's rosige Finger.

„Theure, geliebte Harriet", flüsterte ich. Ihr schönes Haupt lehnte an meiner Schulter. — Dieser glückliche Augenblick ward gestört durch ein leises Hüsteln und Zischeln. Wir blickten uns betroffen um, gewahrten aber dicht vor uns, aus einer der Wasserluken sich hervorstreckend, einen schwarzen Kopf. Es war Salomon, der mich mit leisem Rufe zu sich heranlockte. Mit zwei Schritten war ich bei ihm.

„Was giebt's", fragte ich.

„Schlimmes, Seltsames, sehr — sehr Böses“, zischelte der Neger, seine Augen umherrollend.

„Burder ist in der Cajüte — schnell, was hast Du zu sagen?“

„Sind die Wachen fort?“

„Sie sind am Bugspriet.“

„So hören Sie, Massa“, keuchte der Neger, „ich bin der Ihrige, weil Sie mir Gutes thaten. Ich will einigen Dank abtragen. Sie Alle sind in größter Gefahr.“

„Was sagst Du? St! sprich leise.“ Ich wollte nicht, daß Harriet von Gefahr hören sollte und beugte mich tief zu dem Schwarzen hernieder.

„Ja, — ja“, flüsterte er, „der Capitain will das Schiff zu Grunde richten.“

„Bist Du toll?“

„Oh nein, es ist so. Ich habe heute Abend den Capitain und den Lieutenant belauscht. Es ist ein Plan, den sie vorhaben, wie ihn kein Teufel schlimmer erdenkt. Sie wollen den Schooner in den Grund bohren.“

„Allmächtiger Gott — und warum?“

„Der Schooner ist verassekurirt für eine ungeheuer große Summe, weil sehr viele Waare angegeben ist, aber es ist gar keine Waare an Bord. Alle Kisten, Tonnen, Ballen im Raume enthalten statt Tabak, Mehl und Reis nichts als — Sand. Wenn der Schooner nicht mehr zu retten ist, werden Burder und seine Leute sich davon zu machen suchen, um in Baltimore die Gelder von der Assekuranz zu holen. Alle Matrosen sind verschworen mit Burder."

„Und wie — wie will er das Entsetzliche ausführen?"

„Er will das Schiff an der Sandbank von Bahama auflaufen lassen."

Ein gellender Pfiff schallte. Burder pfiff zum Segelkürzen. Die Matrosen eilten in die Wanten und Salomon's Kopf verschwand unter dem Deck. Harriet war wieder zu mir getreten.

„Was wollte der arme Schwarze?" fragte sie.

„Oh, nichts weiter als eine Bitte. Wir möchten ihn nur ja nicht verlassen", entgegnete ich, mühsam meine Bewegung verbergend.

Monti erschien an der Gallerie. Wir plauderten

noch eine Zeit lang. Ich gab nur halbe, zerstreute Antworten. Mein Kopf brannte, indem ich mir die Gefahr vorstellte, in welcher wir Alle schwebten, eine Gefahr, von deren Nähe die drei mir so theuern und lieben Personen keine Ahnung hatten. Jetzt war mir Alles klar: die geheimnißvollen Berathungen Burder's und seines Lieutenants, die seltsamen Blicke der Mannschaften und des Schiffsjungen, endlich der außerordentliche Tiefgang des Schooners.

Auf Deck war es wieder still geworden, die Matrosen befanden sich auf ihren Posten, Burder war in der Cajüte. Ich durfte nicht einen Moment daran zweifeln, daß der böse Capitain sich und seine Leute retten, uns Alle dagegen dem Verderben überliefern werde. Der treue Salomon hatte uns vor der Gefahr gewarnt, es galt jetzt, ihr möglichst wirksam zu begegnen. Der Wind, welcher schärfer wehte, nöthigte Miß Harriet, sich mit Julia in die Cajüte zurückzuziehen. Sie wünschte mir gute Nacht — ich geleitete sie schweren Herzens bis zur Treppe. Als ich zurückkehrte, nahm ich Monti bei Seite und entdeckte ihm schnell, in welcher Lage wir uns be=

fanden. Sein Entsetzen war nicht geringer als das meinige. Unsere Sicherheit wich der tödtlichsten Besorgniß, die sich namentlich im Hinblick auf Harriet und Julia noch bedeutend steigerte. Wir wußten nicht, was wir beginnen sollten. Auf hohem Meere, ohne jegliche Aussicht auf Hülfe, kein Schiff zu erblicken, in den Händen des uns sehr feindlich gesinnten Capitains und seiner mit ihm verbündeten Mannschaft — waren wir thatsächlich jeder Willkür, dem Meere und dem Verderben Preis gegeben. Wir wußten nicht einmal, wann der gefürchtete Augenblick eintreten könne und ob wir näher oder entfernter von der Sandbank waren, welche der Neger bezeichnet hatte. Salomon war nicht zu erspähen. Die Nacht ging zu Ende — der Tag kam. Wir befanden uns in einer schrecklichen Lage, denn wir mußten sorgfältig vor den Damen unsere Entdeckung verbergen, einmal, um sie nicht durch die Mittheilung in tödtliche Angst zu versetzen, dann aber, um weder Burder noch dessen Mannschaft im Geringsten ahnen zu lassen, daß ihr Plan uns bekannt geworden. In dieser schlimmen peinigenden Stim=

mung und Sorge vergingen drei Tage. Wir hatten Salomon nur in Begleitung von zwei Matrosen unsern Tisch serviren sehen. Dies Verfahren bestätigte noch mehr des Capitains böse Absichten, denn er fürchtete offenbar Salomon's Unterhaltung mit uns. In der zweiten Nacht hörten wir ihn entsetzlich schreien — Burder peitschte sein Opfer wieder, aber wir durften es nicht wagen, ihm zu helfen, für uns war die größte Gleichgültigkeit gegen Alles, was der Capitain that, geboten.

So kam der vierte Abend heran. Wir hatten uns wieder auf dem Deck versammelt. Der Capitain schien heut Etwas ausführen zu wollen, denn es herrschte unter der Mannschaft besondere Regsamkeit. Zudem blies der Wind stoßweise heftiger, der Mond war noch nicht aufgegangen, der Himmel theilweis bedeckt. Nachdem einige Zeit verstrichen, gab Burder das Signal: noch mehr Segel fallen zu lassen. Sobald dies ausgeführt worden war, konnten wir sogleich spüren, wie der Schooner mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Wellen lief. Diese Schnelligkeit steigerte sich einige Zeit darauf

noch mehr. Selbst Harriet und Julia erschien sie auffällig. Sie fragten fast ängstlich Herrn Monti. Burder befand sich am Steuerbord, wir sahen, wie er das Senkblei auswarf, wie die Mannschaft, in Gruppen zusammentretend, nach einer gewissen Richtung hinblickte — tiefes Schweigen herrschte. Harriet hatte ihres Vaters Arme ergriffen; ohne zu wissen, was ihr bevorstand, sagte ihr eine innere Stimme, daß sie irgend einem gefahrvollen Augenblicke entgegengehe. Der Lauf des Schiffes ward immer schneller.

„Was meinen Sie", flüsterte Monti, „ich glaube, die Katastrophe wird eintreten, wir sind in einer Strömung."

Der Mond war aufgegangen, schwarzes Gewölk verhüllte auf Minuten-Länge seine Scheibe, dann strahlte er wieder hell über der See, auf welcher zuweilen erschreckendes Dunkel lagerte, wenn die Wolken den Mond bedeckten. In diesem Dunkel gewahrten wir plötzlich, wie sich lange Linien zischenden weißen Schaumes erhoben. Der Wind ward bald stärker, bald schwächer. Plötzlich legte er sich

ganz — schlaff hingen die Segel an den Masten hernieder — aber der Schooner lief darum nicht weniger schnell. Der Strom hatte ihn gepackt, Burder hatte das Schiff genau in diese Strömung geleitet. Schäumend sprangen die Wellen an den Wänden des Fahrzeuges empor, ihren Schaum auf das Deck spritzend, dicht vor uns erhob sich Etwas inmitten der Wogen. Ein kreischender Schrei ertönte. Er kam von Salomon, der jetzt herbeistürzte.

„Die Bank — die Bank", heulte er, „wir sind an der Sealbank. Dort — dort sind die schwarzen Köpfe."

„Hund, willst Du schweigen", brüllte Burder, auf ihn zuspringend.

„Was giebt es denn? Wir sind in großer Gefahr!" riefen die Damen, und blaß, zitternd klammerte sich Miß Harriet an ihres Vaters Arm.

„Capitain Burder", rief Monti, jetzt vortretend, „ich fordere Sie auf, sogleich umzulegen. Sie sind ein Elender, dessen Pläne wir kennen."

„Hollah, Ihr Leute", rief ich den Matrosen zu, „gehorcht den dort nicht. Burder will das Schiff

zu Grunde richten, um die Assekuranzgelder zu stehlen. Es geht um unser Leben."

„Es ist eine Lüge", schrie Burder. „Ich verhafte Euch als Meuterer — als Aufwiegler. Ich bin Euer Capitain, Leute, kann ich auf Euch rechnen?"

„Hurrah! Alle für Capitain Burder", schrie die Bande.

Ich wollte forteilen in die Cajüte hinab, um meine Pistolen zu holen, aber Burder, der mit Dolch und Pistolen bewaffnet war, trat mir in den Weg. Die Damen sanken jammernd in die Knie, der Wind heulte, die Wogen rauschten und auf dem Deck herrschte ein wildes Getümmel — da krachte es gewaltig. Der Schooner stieß auf. Das Hülfegeschrei der Damen schallte durch das Wetter, Alles stürzte gegeneinander, der Kiel hatte die Bank getroffen, schwarze Felsen starrten aus dem Gischt der Wogen, trotz ihres Einverständnisses mit Burder erblaßten doch einige der Leute — kein Laut ward vernommen. Ein neuer furchtbarer Stoß machte den Schooner in allen Fugen krachen — er stand fest, unbeweglich. „Hintersegel auf! Ballast über Bord", befahl

Burder, um sich den Anschein zu geben, als versuche er die Rettung. Der Schooner rührte sich nicht, über Burder's häßliches Gesicht glitt ein Lächeln des Triumphes. Die Gefahr wuchs jetzt mit der Minute. Der Mond war untergegangen, tiefes Dunkel ruhte auf der See, es stürmte heftig aus Nordost und die Wellen peitschten, von der Bank zurückschlagend, die Wände des Schooners mit solcher Gewalt, daß wir den Moment kommen sahen, wo das Fahrzeug in Trümmern gehen würde. Die halbohnmächtige Harriet ruhte in meinen Armen, die Mannschaft tummelte sich durcheinander. Burder mußte an Rettung denken, die Schaluppe ward in's Meer gelassen, jetzt zeigte sich ein kleiner Lichtstreifen im Gewölke und wir gewahrten vor uns eine Insel, wie es schien aus Felsen gebildet, die Schaluppe sank in's Meer — fast zu gleicher Zeit erhielt das Schiff einen dritten gewaltigen Stoß, krachend barst es auseinander, und die Wogen stürzten schäumend hinein, es nach zwei Seiten zerreißend.

Ich zauderte nicht länger. Harriet in meinen Armen haltend, stieß ich die nächsten Matrosen bei

Seite und befand mich mit einem Sprunge in der Schaluppe. Dicht hinter uns war Miß Julia.

„Monti! Herr Monti!“ rief ich. Er war im letzten Augenblicke in die Cajüte geeilt, um einige Papiere zu retten. Wir sahen ihn auf dem geborstenen Decke erscheinen, aber eine große Welle schlug über die Gallerie und trug den unglücklichen Mann über Bord. Mit lautem Aufschrei sank Harriet ohnmächtig auf den Boden der Schaluppe nieder.

„Rettet ihn“, rief ich.

„Zu spät“, schrie Burder. „Kappt das Tau — nach der Insel dort hin, wir können ihn nicht retten.“

Schon war sein Befehl vollführt, die Schaluppe tanzte in den Wogen. Mit verzweifelter Anstrengung arbeiteten die Matrosen durch die Brandung, immer näher kamen wir der Insel. Noch einige kraftvolle Ruderschläge und die Schaluppe fuhr auf den Felsen, aber mit solcher Gewalt, daß auch ihre Vorderwand barst. Wir sprangen an's Land. Die Finsterniß gestattete uns nicht, Nachforschungen über den Ort anzustellen. Julia und ich, wir bemühten

uns, Harriet zur Besinnung zu bringen; als uns dies endlich gelungen war, erfüllte der Jammer des Kindes um den Vater die heulende Luft. Ich versuchte sie zu trösten und ließ Julia bei ihr, mich an den Rand des Ufers begebend, wo die Matrosen umherliefen. Ich hörte meinen Namen rufen — bald kam der Rufer näher, es war Salomon. Er brachte mir die freudige Nachricht, daß Monti noch am Leben sein müsse, denn er habe gerufen. Durch das Dunkel tappten wir auf die Klippe der Insel. Ich rief aus allen Kräften und eine Stimme antwortete mir. Ich erkannte Monti's Stimme — er lebte, er konnte gerettet werden. Monti rief uns zu, daß eine Art von Golf ihn von uns zu trennen scheine, den er trotz des Dunkels umgehen wollte. Ich rief ihm dagegen zu, er möge es nicht versuchen, sondern den Anbruch des Tages erwarten. Dann eilte ich, Miß Harriet die Nachricht zu bringen. — Die Stunden bis zum Aufgang der Sonne vergingen uns sehr langsam. Endlich ward es Tag. Wir erblickten Monti uns gegenüber und die Insel schien in der That durch einen Golf oder

durch eine Bai stark ausgebuchtet. Monti rief uns zu, wir konnten aber bei dem veränderten Winde nicht viel verstehen, jetzt schickte er sich an, den Golf zu umgehen, Salomon eilte ihm entgegen. Wir warteten ihrer Rückkehr, als der Neger eilig herbeilief und uns eine neue Trauerbotschaft brachte. Die Insel war nicht ausgebuchtet, sondern durch den Meeresarm in zwei Hälften geschieden, es lief die See wie ein Canal durch das felsige Eiland hindurch. Monti war und blieb von uns getrennt. Ein Durchschwimmen des Canals war nicht zu rathen, denn die Strömung, welche den Schooner auf die Bank gerissen hatte, war so außerordentlich stark, daß ein Mensch sich nicht eine Minute lang in diesem Strudel hätte behaupten können. Welch' neue schreckliche Lage. — Der unglückliche Vater war von seinem Kinde getrennt, wir konnten ihn, er konnte uns sehen, und dennoch war es unmöglich, einander zu nahen, selbst Lebensmittel konnten wir ihm nicht zusenden. Wir besaßen wohl noch einige Pfund Zwieback, einige Früchte, aber sie waren nicht über den breiten, reißenden Strom zu

befördern. Monti mußte verschmachten, oder sein Leben in dem wirbelnden Wasser des Canals wagen. — Wir verbrachten am Strande sitzend den Tag auf dieser furchtbaren Klippe. Gegen Abend sahen wir, wie Monti am Ufer beschäftigt war, Bretter, einzelne Balken und dergleichen zusammenzuschleppen. Er deutete uns an, daß er versuchen wolle, ein Floß zu fertigen.

Die Mannschaft des Schooners sammelte sich um uns. Die Meisten rührte doch das Gewissen und Burder ließ sich nicht sehen, er steckte zwischen den Felsen. Harriet lag auf den Knien, bleich und zitternd, den Körper vornübergebeugt, die Hände zum Himmel erhoben, betete sie um ihres Vaters Leben, Monti hatte, wie wir sehen konnten, einige breite Bretter zusammengefügt und sie mit Stricken verbunden. Jetzt schob er sein gebrechliches Floß in die Wellen, er folgte. Harriet bat durch Zeichen, sie flehte ihn an, zurückzubleiben, aber Monti hatte die Bretter schon betreten. Das Wasser hob ihn in die Strömung, ergriff das Floß und riß es pfeilschnell fort. Einige Matrosen waren auf den Vor=

sprung geeilt, sie hielten Stricke bereit. Einer von ihnen hatte das Tau ergriffen, um es dem kühnen Schiffer zuzuwerfen, wenn er in den Bereich der Klippe gekommen sein würde. Der Strom trieb Monti auf uns zu — nur zehn Fuß trennten ihn noch von uns, laut rufend streckte Harriet die Hände aus. Der Matrose warf das Tau — — — zu kurz geworfen. Ein Schrei, und der Matrose fiel, das Gleichgewicht verlierend, in die Wellen, das Floß und Monti darauf schoß wie der Blitz an uns vorüber. Der günstige Moment war versäumt. Harriet sank an dem Rande der Klippe ohnmächtig nieder und wir sahen, wie die rasende Fluth Monti in das offene Meer hinaus trieb. Ein Schrei des Entsetzens folgte ihm nach. Er klammerte sich fest an die schwankenden Bretter und schien zu rufen. Bald ward die Entfernung zwischen uns und ihm größer — weiter. Wir folgten ihm mit den Blicken und allmälig verlor er sich in die Ferne. Die Nacht brach wieder an, noch immer spähten wir in die See hinaus. Harriet sprach nicht mehr, der schreckliche Anblick, die Herzensangst hatten sie völlig

stumpf gemacht. Noch eine Hoffnung hegten wir. Der Wind hatte sich gelegt und Monti konnte, so lange die Bretter zusammenhielten, sich auf See halten. Die folgende Nacht war noch schrecklicher. Wie mußte der Arme in Todesangst auf den Wogen treiben. Burder und seine Mannschaft schienen nicht geneigt, sich Ruhe zu gönnen. Sie beriethen offenbar über das beste Mittel, die Insel zu verlassen. Ich entnahm aus ihren Reden, daß der Schiffbruch des Schooners viel zu schnell und plötzlich über sie gekommen sei. Sie waren gefangen wie wir.

Am Morgen spähten wir wieder, aber von Monti war nichts zu erblicken. Die Matrosen sahen wir beschäftigt, die Schaluppe in Stand zu setzen, was ihnen auch in der That nothdürftig gelang. Jetzt kam Burder auf uns zu.

„Ich werde Ihnen beweisen“, sagte er, „daß wir nicht böse Pläne hegten. Wir wollen Sie nicht verlassen. Daß der Schooner auflief, ist ein Unglück — nicht Absicht gewesen. Meine Leute werden mit der Schaluppe in See gehen, um wo möglich Hülfe zu suchen. Ich bleibe hier bei Ihnen.“

Gegen Abend fuhren die Matrosen wirklich ab. Salomon sollte auf Burder's Befehl mitfahren, aber der Neger war nicht zu finden. Er steckte in den Felsen. Als es dunkelte, erschien er bei mir und flüsterte: „Ich bleibe hier zum Schutze.“ Dann verschwand er. Diese Worte des guten Burschen hatten meinen Verdacht bestärkt. Ich fragte mich schon vorher: weshalb denn Burder die Fahrt nicht mit seinen Leuten zusammmen unternahm? Der böse Capitain sann ohne Zweifel auf ein neues Bubenstück. Ich hatte sein abscheuliches Gesicht genau beobachtet und sehr wohl die boshafte Freude in seinen Zügen bemerkt, als es sich um Monti's Verschwinden handelte. Monti war, wenn die Sache sich wendete, ein sehr schlimmer Ankläger für ihn. Wie es schien, hatte der Tod Monti ereilt. Ich zweifelte nicht, das Burder die Absicht hege, sich auch unsrer, der noch übrigen Ankläger, zu entledigen. Ich bemerkte auch, wie Burder meine Schritte genau beobachtete. Ich hatte mit Hülfe Julia's die arme Harriet in eine der vielen Höhlen getragen, welche in dem Felsen sich vorfanden. Als ich Bur=

der einige Male bei seiner Spionage ertappte, gab er dieselbe auf und verschwand hinter den Klippen. Diesen Augenblick nutzte ich, um mich hinter einem Felsblocke zu verbergen, der am Fuße der Wand gelegen, mich mit seinem Schatten deckte. Ich wollte hier auf Posten bleiben. In dieser Stellung konnte ich zum ersten Male mit einiger Ruhe meine Lage überdenken. Sie war hoch gefährlich. Ohne jegliche Hülfe, als die des Negers, stand ich einem bewaffneten Bösewichte gegenüber, der jedes, selbst das schrecklichste Mittel ergreifen würde, um sich von den gefürchteten Anklägern zu befreien. Die beiden Damen waren meiner Obhut anvertraut, ich mußte sie schützen, und war doch selbst jeder Gefahr Preis gegeben. Dazu kam, eine ganz natürliche Folge der Anstrengungen, die Mattigkeit, welche mich überfiel und der ich doch nicht nachgeben durfte, weil Burder mich sicherlich ermordet haben würde, wäre ich eingeschlafen. Die Finsterniß nahm zu. Ich konnte nichts mehr erkennen, nur zu hören vermochte ich, und achtete auf jedes Geräusch, welches in meiner Nähe sich vernehmbar machte. Ich begrüßte den

Aufgang des Mondes mit einiger Freude, jetzt konnte ich schon besser beobachten. Einige Male glaubte ich den Schatten meines Feindes vor mir zu sehen — dann war es mir, als ich hinausspähte in die See, als zeige sich am Horizonte ein starker Lichtschein. Wenn ein Schiff in der Nähe war? — Wir konnten dann noch vielleicht auf Rettung hoffen. — Ich hatte meine Aufmerksamkeit besonders einem großen schwarzen Felsen zugewendet. Er erhob sich vom Rande der Insel aus und stieg bis zu den Klippen empor. Jetzt glänzte das Mondlicht auf seinem Scheitel, während sein Fuß, den die See umspiegelte, in dichte, schwarze Finsterniß gehüllt war. — Man kann sich schwer ein Bild von meiner Lage und Stimmung machen. Ich war ganz allein auf mich angewiesen, ohne Waffen. Dicht in meiner Nähe lauerte der Feind, dessen Person mir verborgen blieb, den ich jedoch nur wenige Schritte von mir annehmen durfte. Die Wolken deckten wieder Mond und Gestirne, ringsum herrschte eine grausige, beängstigende Stille, welche nur durch das Brausen der Wogen unterbrochen ward, die gegen den Rand

des Felseneilandes schlugen. Zu jeder anderen Zeit würde ich die Großartigkeit der ganzen Scenerie bewundert haben, welche diese Einöde inmitten der ungeheuren Wasserwüste des Oceans umgab. Jetzt aber waren meine Gedanken nur mit den Ereignissen beschäftigt, die mir sicherlich ganz nahe sein mußten. Ich dachte an Harriet und welches Schicksal ihr bevorstand, wenn Burder mich überwältigte, der vielleicht jetzt schon im Schatten des Felsens herbeischlich, um seine Mordwaffe gegen mich, den Wehrlosen zu gebrauchen. — Ich will nicht leugnen, daß ich heftig zitterte. Es war nicht das Zittern der Angst, es war die fieberhafte Erregung, welche die Erwartung mit sich bringt. Der schneidende Wind, dessen Gewalt die Wellen an die Klippen trieb, durchfuhr meine Gebeine, mich fröstelte und der Schlaf legte sich wie ein Bleigewicht auf meine Augenlider, mein Kopf sank zurück gegen die Felswand, an welcher ich lehnte. Nur die Ahnung der Gefahr, die mich wie ein Traum umschwebte, brachte mich wieder zur Besinnung, und als diese zurückkehrte, vermeinte ich ein Geräusch zu hören. Mit

aller Kraft raffte ich mich auf. Ich sah aus dem Schatten jenes schwarzen Felsens eine menschliche Gestalt herankommen. Sie schritt gespenstisch auf den Versteck zu, in welchem ich mich befand. Jetzt erkannte ich den Capitain Burder. Er schlich behutsam vorwärts und blieb fast nach jedem Schritte stehen, indem er lauschend und horchend um sich blickte. Offenbar suchte er mich, den er schon seit einiger Zeit aus den Augen verloren hatte. Ich drückte mich immer mehr gegen die Felswand und hielt den Athem an. Burder vermochte mich nicht zu sehen, er schritt deshalb weiter und richtete seinen Weg gegen die Höhle zu, in welcher die beiden Damen ihre Lagerstätte genommen hatten. Jetzt durfte ich nicht länger zögern, denn die Gefahr war da. Ich wäre sofort auf Burder gestürzt, hätte ich Waffen gehabt, denn der Böse wollte seine verruchte Hand gegen die unglücklichen Frauen erheben, aber ich überlegte schnell, daß ich ihm nicht gewachsen sei, da Burder Dolch und Pistolen bei sich trug. Ich schlich ihm deshalb leise nach, immer den Schatten des Felsens benutzend. Er nahm den Weg zur

Höhle, und da glücklicher Weise jetzt wieder der Wind stark brauste, konnte Burder nicht die Schritte des ihn Verfolgenden hören, die auf dem Felsboden knirschten. Ich war wohl zehn Fuß hinter ihm, als vor mir eine andere Gestalt im Dunkel auftauchte. „St! ich bin es“, flüsterte eine Stimme. Es war Salomon. Ich bedeutete ihm, mir zu folgen. Burder hatte die Grotte erreicht, wir befanden uns dicht hinter ihm — jetzt hörte er unsere Tritte und schnell wendete er sich um. Er hatte den Neger erkannt, ein Fluch schallte von seinen Lippen, gleich darauf hatte er das Pistol aus dem Gürtel gerissen, er drückte es auf den Neger ab, der mit lautem Schrei „retten Sie Harriet“ niederstürzte.

Ich hatte keine Wahl mehr. Ohne mich zu besinnen, warf ich mich auf Burder, dessen Hand schon das zweite Pistol bereit hielt. Ich umklammerte seinen Arm und riß ihn nach oben, der Schuß krachte, der Blitz des Pulvers zeigte mir die beiden Damen, welche unter Hülferufen aus der Grotte entflohen. Alle Kraft aufbietend, hatte ich den Capitain bei der Gurgel gepackt; da die gefährlichsten

Waffen beseitigt waren, kam es darauf an, wer von uns Beiden den Gegner niederdrücken würde. Ich konnte mich wohl auf meine Körperkraft verlassen, aber die Anstrengungen der vergangenen Stunden hatten mich sehr erschöpft, meine Bewegungen, meine Griffe waren deshalb fast convulsivisch. Mit krampfhafter Gewalt drückte ich Burder an die Wand der Höhle, im Ringen wie Kreisel uns drehend, kämpften wir, bald hier bald dort gegen die Felswände stoßend. Keuchend und ächzend suchte Einer den Andern auf den Boden zu drücken. Jetzt war Burder unter mir, dann gelang es ihm, empor zu kommen, ich hielt seinen linken Arm fest, mit der rechten Hand riß er den Dolch aus seinem Gürtel und stieß mir die Schulter blutig, aber ein Schlag in sein Gesicht, den ich mit aller Kraft führte, brachte ihn wieder unter meine Knieen. Er wand sich auf's Neue empor. Der Schaum stand auf seinen Lippen und er stieß ein dumpfes Gebrüll aus. Ich klammerte meine Arme fest um die seinigen, indem ich diese wie mit einem Bande zu umgeben trachtete, der Wilde biß in meinen Arm. Aber

ich war entschlossen, auf das Aeußerste mich zu halten, ich wußte, daß wir um Leben oder Tod rangen. Burder arbeitete, meine ihn fesselnden Arme zu sprengen, im Dunkel der Höhle, blutend, ächzend stürzten wir Beide zu Boden. Ich fühlte meine Kraft schwinden, das Blut rieselte von der Schulter herab — aber auch des Gegners Kräfte ließen nach, noch ein Mal raffte er sich auf, sein Arm fuhr heraus und die Hand faßte meine Kehle und schnürte sie zusammen, ich stieß einen gurgelnden Laut aus — da packte ein Arm den Hals des Capitains und riß ihn fast gegen den Boden. Es war Salomon, der sich herbeigeschleppt hatte. „Ich halte ihn", rief er, „werfen sie sich auf ihn." Die letzte Kraft aufbietend folgte ich dem Rufe und knieete auf der Brust des Räubers. Der Neger schlang einen kurzen Strick um die Arme des halb Ohnmächtigen. „Ah", keuchte Salomon, „mein Schädel ist dick — sehr dick. Die Kugel hat ihn nur gestreift. Binden wir den Capitain fest!" Ich umschlang die Beine des Besiegten, der gräulich fluchte, dann schleppten wir ihn aus der Höhle. „Keine Bewegung", rief

ich, „oder Ihr seid des Todes." Ich hatte einen Stein aufgerafft, mit welchem ich ihn den Kopf zu zerschmettern drohte. Gänzlich erschöpft blieb Burder in seinen Banden am Boden liegen. Ich rief nach Harriet, sie eilte herbei; sich an mich stützend, blickte sie schaudernd auf den Gefesselten. Wir verbanden unsere Wunden und hielten Wache bei dem Capitain. Die Stunden entrannen.

Als der Morgen nahte, hörten wir rufen. Es kam vom andern Ende der Insel. Harriet eilte hinweg. Welche Wendung! es währte nicht lange, so erschien sie in Begleitung von zehn bis zwölf Männern und mit ihr Monti. Die schnelle Wendung, das jähe Ueberspringen von der größten Gefahr zur Rettung wirkte so gewaltig auf meine erschöpften Kräfte, daß ich ohnmächtig ward. — Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich von Monti, Salomon, Harriet und Julia umgeben. Ich erfuhr nun, wie wundersam sich unsere Rettung vollzogen hatte. Monti war von der Strömung hinweggetrieben, über die Sandbank hinaus geschleudert worden. Wie schon oben erwähnt, kreuzten fortwährend Schiffe

an jenen Stellen, wo die Bahama-Inseln durch Klippen und Seeräuber für die Fahrzeuge gleich gefährlich werden. Eins jener Schiffe hatte Monti aufgenommen. Er bat sofort nach der Klippe zu steuern, und als man den Cours dahin richtete, ward auch die Schaluppe bemerkt. Die Matrosen Burder's kamen an Bord, wo sie zu ihrem Schrecken Herrn Monti bereits vorfanden. Der Capitain Jones, der mich sehr freundlich begrüßte, hatte die Matrosen sofort in den untersten Schiffsraum sperren lassen, da Monti hastig und erregt die abscheulichen Pläne der Gesellschaft entdeckte. Burder ward ebenfalls in Gewahrsam gebracht. Daß Monti's Dank gegen mich überschwänglich war, brauche ich nicht weiter zu erwähnen. Einige Stunden später waren wir an Bord des „Jefferson“ und hatten kurze Zeit darauf die Insel nur noch als dunkeln Punkt vor uns, auf welcher wir so schreckliche Stunden durchlebten. Neben den Geretteten kauerte Salomon, dessen freudiges Grinsen jedes Wort der Erzählung begleitete, welche wir dem Capitain Jones zum Besten geben mußten.

Wir landeten glücklich auf Sanct Thomas, woselbst Burder und seine Mannschaft in's Gefängniß wanderten. Ihr Verbrechen war erwiesen. Nicht allein unser Zeugniß, auch die mit Sand statt Waare gefüllten Kisten, von denen verschiedene durch Jones aufgefischt und als Beweise an Bord genommen worden waren, lieferten die Missethäter dem Gesetze aus. Dennoch gelang es Burder, aus dem Kerker und auf die See zu entkommen und so der Strafe des Hängens zu entgehen, die an seinem Lieutenant und vier Matrosen vollstreckt ward. Man hat nie wieder von Burder Genaues gehört, es hieß nur, er sei in den chinesischen Gewässern als Seeräuber thätig.

Monti hatte bald Ordnung in seine durch das Feuer gestörten Geschäfte und Besitzungen auf St. Thomas gebracht. Eine Woche später feierte ich meine Verlobung mit meiner geliebten Harriet. Salomon spielte an dem festlichen Tage nicht die schlechteste Rolle.

„Du siehst", sagte Harriet lächelnd, „daß Neger auch dankbar sein können und die Zeit wird kom-

men, wo man sich erhebt, um für ihre Rechte zu kämpfen."

Harriet's Worte sind in Erfüllung gegangen. Sie blieb stets die eifrige Vertheidigerin der Freiheiten jener armen Sklaven, und als der große Kampf zwischen den Nord- und Südstaaten Amerikas begann, sah sie getrost, in der Hoffnung eines glücklichen Ausganges, mich, ihren Gatten und unsere beiden Söhne in's Feld ziehen, um einem Gesetze mit den Waffen in der Hand Geltung und Bestehen zu verschaffen, gegen welches Barbarei und wilder Trotz vergebens kämpften. Wohlbehalten sind wir aus dem großen Kampf heimgekehrt und heut, wo wir in glücklichster Häuslichkeit, im tiefen Frieden beisammen sind, gedenken wir oftmals jener gefahrvollen Stunden, die aber mich und Harriet für immer verbanden; wir denken der furchtbaren Scene, als unser nun längst entschlafener Vater und Freund Monti uns entrissen ward, und seiner Rettung. Wenn so die Unterhaltung geführt wird, dann lächelt kopfnickend ein alter Neger, der uns bedient. Es ist Salomon. Er ist nicht wenig stolz darauf,

bei der merkwürdigen Geschichte betheiligt gewesen zu sein. Sein Gedächtniß, sein Humor sind frisch geblieben, aber sein Haar ist so weiß geworden, wie das des berüchtigten Zauberers Quinola dereinst gewesen sein soll.

Die Schlacht von Bunkers-Hill.

Nach den furchtbaren Ereignissen, welche sich in jüngster Zeit in Paris vollzogen haben, hat man häufig die Frage aufgeworfen: Waren die Männer des Convents vom Jahre 1793 und ihre Helfershelfer zerstörungssüchtiger — schrecklicher, als diejenigen, welche wir unter dem Namen der Communards kennen gelernt haben? — Für das Individuum mochten Jene mit Recht den Namen der Schreckensmänner ebenso gut verdienen, als ihre Nachkommen des Jahres 1871 — was indessen die Zerstörungswuth anbetrifft, so dürften die Pariser Horden unserer Zeit sich dreist den entsetzlichen Ruhm vindiziren, ihre Vorfahren glänzend übertroffen zu haben. Die Männer von 93 wütheten gegen die Personen, sie schonten ihre Gegner nicht, sie waren unerbittlich, aber sie legten die Hand nicht an die Denkmale,

welche ihre Nation errichtet hatte. Sie stürmten die Tuilerien, aber sie brannten den Sitz der Könige nicht nieder, sie hefteten an das Fenster des Louvre, aus welchem einst Carl IX. auf die Hugenotten schoß, einen Zettel mit schmähender Inschrift, aber sie warfen keine Feuerbrände in das Gebäude. Die Denkmale, welche sie beseitigten, mußten einem Wahnsinn weichen, der die Gewalthaber erfaßt hatte und den sie „Patriotismus“ nannten, aber sie hüteten sich, die Stadt in ein Flammenmeer zu verwandeln und die Dinge, welche zu fest standen, als daß die geschäftigen Hände der Werkleute der Jakobiner sie hätten fortwälzen können, wurden höchstens mit jenen seltsamen und bizarren Zierrathen geschmückt, die man sogar in das Wappen der Republik aufgenommen hatte. Die Heiligen an den Wänden der Kirchen trugen phrygische Mützen — dadurch rettete man viele Kunstwerke des Alterthums. Die Schändung der Gräber ist freilich eines der grauenvollsten Ereignisse jener an grausenhaften Vorfällen so reichen Zeit — aber daß die Leute von 1871 nicht dazu schritten, ist keineswegs Ergebniß

der Ueberlegung oder ein Zurückschaudern vor solchen Thaten gewesen — sie hatten nicht mehr Muße dazu, als die Nemesis sie ereilte —; dafür machten sie sich an's Werk, Paris in einen Aschenhaufen zu verwandeln. — Für Nichts, was an höhere Idee streifte, hatten die Communards nur den geringsten Sinn. Ihnen galten Brand, Vernichtung, die elende Sucht, an dem Leblosen sich zu rächen, als die Parole. Darin liegt beispielsweise ein bedeutender Unterschied zwischen den Männern des Convents und denen der Commune von 1871. Der Convent benutzte Alles, um erregend, anfeuernd — anreizend auf die Massen wirken zu können, er hielt mit Rücksicht darauf wenigstens die Kunst hoch, denn er kannte ihre Macht. Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller, Componisten und Schauspieler, Sänger und Decorateure mußten mit ihren Werken und Kräften die Menge beschäftigen. Die Commune wollte von All dem Nichts wissen. Sie hatte kaum ihre Macht entfaltet, als sie schon begann, Unterhandlungen zum Verkaufe der Bilder und Kunstgegenstände einzuleiten und die von ihr ernannten

Kunstbeamten waren im Grunde nur Aufseher, Feststeller des vorhandenen Inventars, die später, bei etwaigen Auctionen, als Taxatoren fungiren sollten. — Zu den Zeiten des Convents konnte ein Künstler Glück machen, er mußte sich freilich nur damit beschäftigen, die Großthaten der Republik durch den Pinsel oder Meißel zu verherrlichen, wobei es auf etwas mehr oder weniger Uebertreibung nicht ankam — wenn es nur die Menge anfeuerte; aber auch die künstlerischen Vorwürfe, der Geschichte anderer Völker entnommen, protegirte man, vorausgesetzt, daß sie der Idee des Republikanismus schmeichelten — ja man war bemüht, Künstler heranzuziehen, die sich mit solchen Arbeiten befassen mochten und Jene sowohl, als ihre Werke standen bei den Schreckensmännern in Achtung. Die Carricatur lief allerdings nebenher — sie wurde aber nicht allein herrschend, wie in den Tagen der Commune. Jene Absichten des Convents, Künstler für seine Zwecke heranzuziehen und Beachtung der Kunstwerke führen uns, nach der Einleitung, welche der Leser

verzeihen wird, zu jener kleinen Erzählung, für welche wir sein Wohlwollen erbitten.

In den ersten Tagen des August-Monats des Jahres 1793 befand sich in der Rue Saint-Anne zu Paris eine Art von Hôtel garni. Die Wirthin oder Eigenthümerin desselben nannte sich Madame Cardel — oder besser Bürgerin Cardel, denn Madame war ein verpönter Titel, weil die Königinnen und Prinzessinnen sich ebenfalls also nennen ließen. Also die Bürgerin Cardel war die Wirthin des kleinen Hotels. Eigentlich stand ihr Gatte, Bürger Cardel, dem Hause vor, indessen schwang Frau Cardel den Pantoffel und beherrschte ihren Gatten total, obwohl derselbe in den Jakobinerklubs als einer der feurigsten Anhänger aller Gewaltmaßregeln des Convents bekannt und beliebt oder auch gefürchtet war. Die Cardel'schen Eheleute besaßen außer dem Hause und der Wirthschaft noch einen ganz besonderen Schatz, dies war ihre junge, sehr hübsche und liebenswürdige Tochter, die Bürgerin Antoinette Cardel. Fräulein Antoinette hatte aber aus Patriotismus ihren Taufnamen geändert, seitdem die Kö-

nigin dem Volke verhaßt und in das Gefängniß geschleppt worden war. Fräulein Cardel ließ sich daher Lucilie rufen. Dieser Name war einmal römisch, daher ganz im Geschmacke der Zeit, dann aber klangvoll poetisch, und Fräulein Cardel liebte die Poesie, denn sie war in der That eine talentvolle junge Dame, die nicht nur ein ganz leidliches Gedicht schaffen konnte, sondern noch weit mehr Talent für die Malerei besaß. Fräulein Cardel hatte den Ruf einer sehr guten Portraitmalerin. Es verdroß die junge Künstlerin nur, daß ihr Vater sie stets kurzweg Lucy nannte, eine Gewohnheit, welche auch die Mutter angenommen hatte. Das Hotel der Cardels war ein gesuchtes, das heißt, es waren stets alle Zimmer vermiethet. Natürlich bewohnten nur streng republikanisch gesinnte Leute dieses Haus und Bürger Cardel würde höchst ungehalten geworden sein, hätte er in einem seiner Miether einen lauen oder verdächtigen Republikaner gewittert. — Seit einigen Wochen war das letzte Zimmer des Hotels vermiethet und Cardel rieb sich die Hände. Es wurde um jene Zeit vielfach — meistentheils

sogar nur mit Assignaten bezahlt. Das war nun freilich echt republikanisch und die Freiheitsfreunde ehrten dieses Papiergeld auch sehr hoch — nur so im Stillen machten sie bedenkliche Gesichter, denn der Credit, den die Scheine der Republik genossen, war nicht groß und schon außerhalb Paris wurden diese Anweisungen auf den Schatz des Convents sehr ungern, mit stillem Fluche angenommen. Hatte doch Frau Cardel eines Tages, als sie genöthigt war, außerhalb Paris Einkäufe zu machen, in Charenton für eine Gans 300 Francs in Assignaten zahlen müssen. Bürger Cardel stand deshalb eines Sonnabends vor seinem Spinde und wog seelenvergnügt in seiner rechten Hand ein Häuflein schöner, gewichtiger, englischer Goldstücke. Er hatte so lange nicht diese herrliche Münze gesehen, nun war er wieder einmal im Besitze dieser pomphaften runden Scheiben. Er ließ sie leise aneinander klirren, als ihn plötzlich das Knarren der Zimmerthür aufschreckte. Er wendete sich um und sah sich einem jungen, bildschönen Manne gegenüber. Das bleiche Gesicht desselben war von langen, schwarzen Locken um=

geben, die feine Nase, der kleine Mund und die wundervollen, bald drohend, bald schwermüthig blickenden schwarzen Augen gaben dem Manne das Aussehen eines Heiligen, dessen Gesichtszüge zuweilen durch das Feuer der Begeisterung und prophetischen Zornes belebt und fast drohend werden konnten. Der junge Mann war sauber, aber mit einer gewissen Nachlässigkeit gekleidet. Er trat, als Cardel zusammenschreckte, dicht an ihn heran.

„Du scheinst betreten, Bürger?“ sagte er mit sanfter Stimme. „Weshalb?“

Cardel hatte die Goldstücke schon in seine Westentasche gleiten lassen.

„Oh nicht doch, Bürger“, sagte er. „Es ist nur — weil ich — da jetzt so theuere Zeit.“ —

„Theuere Zeit?“ fiel der junge Mann ihm in's Wort. „Es ist eine gute Zeit. Ich komme soeben, um Dir mitzutheilen, daß heut' Abend ein Rundschreiben an die Sectionen dieses Stadtviertels erlassen werden muß. Amar wird im Club eine Rede halten. Er bereitet seine Anklage gegen die Girondisten vor. Wir werden sie guillotiniren lassen.“

Den letzten Satz hatte der junge Mann so ruhig, so gleichgültig hingeworfen, als hätte er etwa gesagt: Wir werden die Gironde morgen zu Tisch laden.

Cardel fuhr ein wenig zusammen. Trotz seines Republikanismus war er keineswegs ein Blutdürstiger. Er gehörte zur großen Zahl Derer, welche schrieen, aber durch ihr Geschrei die Leute verwirrt machten. Solche Personen waren dem Convente sehr willkommen.

„Alle — Alle sollen sterben?“ fragte er.

„Alle“, wiederholte der junge Mann sehr kurz. „Schreckt Dich das?“

„Oh, nicht im Geringsten! Es lebe die Republik“, schrie Cardel mit erzwungenem Lächeln.

„Es werden noch einige vorangehen“, fuhr der Mann fort. „Vor Allem der Verräther Custine.“

„Oh“, — machte Cardel.

Vielleicht war dieser neue Schreck so besonders heftig, daß den Hotelbesitzer ein Zittern überkam und daß er unwillkürlich an seinen Hals griff. In

Folge dieser Bewegung klirrte etwas in seiner Westentasche. Der junge Mann fuhr auf:

„Du hast Geld dort verborgen", sagte er mit finsterm Blicke. „Warum verbirgst Du Geld vor mir? Es kommt von unsaubern Bürgern, he? Die echten Patrioten haben jetzt fast nur Papiergeld."

Cardel stammelte einige Worte der Entschuldigung.

„Laß das Geld sehen", sagte der junge Mann gebieterisch.

Cardel zog die Goldstücke aus der Tasche und legte sie zitternd auf die geöffnete Klappe seines Schreibspindes. Der Mann betrachtete das Gold mit funkelnden Blicken.

„Englisches Geld — es ist Geld unserer Feinde — es ist eine Seltenheit bei uns geworden und diese Summa ist nicht unbedeutend. Bürger Cardel, wo rührt dieses Gold her?"

„Bei meiner republikanischen Ehre, es ist Gold für Miethe, Kost und Bedienung", antwortete Cardel. „Mein Miethsmann, der Amerikaner John Trumbull, der Maler, welcher hier im zweiten Stocke

wohnt, hat es mir heut gezahlt — da hast Du das ganze Geheimniß, es ist doch natürlich, daß ein Amerikaner englisches oder amerikanisches Gold bei sich führt."

„Ich will es glauben", sagte der junge Mann. „Also der Maler ist ein Amerikaner? Hm — vielleicht ein verkappter Agent der Engländer", fuhr er mißtrauisch fort. „Man wird gut thun, ihn zu beobachten. Er wohnt bei Dir, mit mir unter einem Dache schon seit längerer Zeit, warum habe ich ihn noch nicht kennen gelernt? Er scheint sich absichtlich fern zu halten. Verdächtig."

„Oh, glaube das nicht, Bürger", sagte Cardel. „John Trumbull ist ein wackrer Mann. Er ist hier, wie er sagt, um einige Studien zu machen und hat ein Kunstwerk bei sich, das er nach London schaffen will."

„Ein Kunstwerk? so — so. Vielleicht Schriften — oder sonst etwas, das wir nicht sehen sollen. Er hat es in einer Kiste?"

„Allerdings, es ist verpackt."

„Gieb Acht auf ihn. Wir sind von Feinden

umringt und besonders", er deutet auf die Goldstücke, „hüte Dich davor. In Dein Haus kommen die ersten Leute des Convents, der Republik — keine bessere Gelegenheit für die Feinde, um zu spioniren. Auf Wiedersehen — eile Dich, daß die Sectionen berufen werden."

„Er verließ das Zimmer. Cardel war eben dabei, seine Goldstücke zusammenzulesen, als zwei Frauen, eine ältere und eine junge, hereintraten. Sie trugen Beide republikanische Schärpen.

„Heut Abend ist Sitzung im Frauen-Club", sagte Frau Cardel, „wir sind von der Bürgerin Letrier eingeladen."

„So — so", sagte Cardel zerstreut, sein Gold in die Schublade legend. „Geht nur, ich bin im Club der Jakobiner."

„Was?" sagte die Gattin, „wer soll denn das Haus hüten?"

„Mathieu ist da und Colas ebenfalls."

„Mathieu muß in den Club der Wahrheitsfreunde und Colas hat heute den Wachtdienst an der Barrière des Enfers."

Mathieu war der Hausknecht — Colas der Portier des Hotels.

„Ich kann nicht fehlen“, rief Cardel. „Ich würde mir des Bürgers Saint Just Unwillen zuziehen. Er war eben hier und ohnedies sehr ungehalten.“

Der schöne junge Mann war Saint Just, der gefürchtete und mächtige Tribun, der Genosse Robespierre's.

„Weshalb denn?“ fragte jetzt die jüngere Dame.

„Weil ich Deine Empfehlung in's Haus genommen habe“, rief Cardel.

„Den Bürger Trumbull?“ fragte Fräulein Cardel — denn sie war es — gereizt.

„Allerdings.“

„Und was hat Saint Just gegen ihn?“

„Er hat mir Geld bezahlt — Goldstücke.“

„Oh — ha! ha! ha!“ lachte Frau Cardel. „Das wäre was Neues. Also wir sollen kein Geld nehmen? Will Bürger Saint Just uns erhalten? Oh, da soll ja gleich — —.“

„Ja, das ist Tyrannei“, rief die Tochter.

„Lucy, schweige“, sagte Cardel, bleich werdend. „Wie kannst Du so etwas wagen! Saint Just könnte Dich hören.“

„Bah“, entgegnete Lucy, „mir kommt man nicht mit Furchtsam machen. Der Maler John Trumbull ist ein sehr braver, talentvoller Künstler, der schon früher zwei Jahre lang in Paris war und jetzt aus Stuttgart kommt, um noch einige Zeit hier zu verweilen, da er Geld einzuziehen hat, denn er hat auch ein Portrait von Roland gemalt und hat im Auftrage David's, den er gut kennt, an den Malereien mitgearbeitet, die bei dem Feste auf dem Marsfelde so große Bewunderung erweckten. Ich lernte ihn bei David kennen und als er mir sagte, er werde wieder nach Paris kommen — lud ich ihn ein — bei uns zu wohnen.“

„Also, es ist wirklich ein Maler?“ sagte Cardel beruhigter.

„Ganz sicher. Er könnte gleich Beweise liefern.“

„Es ist mir ein Stein vom Herzen. Ich fürchtete schon, er werde Unheil über uns bringen. Er sollte

doch, so lange er in Paris ist, die Bekanntschaft unsrer bedeutenderen Männer suchen oder lieber —."

„Was?" fragte Lucilia, die Arme kreuzend.

„Auszie — hen aus unserm Hotel?" ergänzte Cardel.

„Das wird nicht geschehen", erwiderte Fräulein Lucilia, indem sie ihren hübschen Kopf zurückwarf, „durchaus nicht. Der Bürger Trumbull wird hier wohnen bleiben. Er bringt durchaus keine Gefahr für uns. Er ist ein Kind der Republik, für welche die Söhne dieses Landes ebenfalls gefochten haben — er hat im Feuer der Engländer gestanden als Adjutant des großen Washington und ist daher ein guter Bürger. Daß er Geld hat, ist vielleicht sein einziger Fehler in den Augen der Herren von dort her, aber das geht Niemand weiter an. Hier können die Leute Geld brauchen."

Cardel ergab sich seufzend und nach einigem Hin- und Herreden verließen die Mitglieder der Familie Cardel das Zimmer. Lucilia stieg die Treppe hinan, um ihr Atelier — sie nannte also ihr Zimmerchen — aufzusuchen; als sie den Absatz der

Stiege erreicht hatte, trat ihr ein junger Mann entgegen, der soeben die Thür seines Gemaches verschlossen hatte.

„Willkommen, Bürger Trumbull“, sagte sie, ihm die Hand reichend. „Wie sind sie mit Ihrer Wohnung zufrieden?“

„Ich hoffe, Sie sind ebenso mit mir zufrieden, als ich mit der Wohnung“, sagte John Trumbull lächelnd. „Wenn ich noch längere Zeit in Paris zu bleiben gedächte, ich würde niemals eine andere Wohnung wählen.“

John Trumbull war ein bildhübscher Mann — ganz der Gegensatz von Saint Just. Kraftvoll gebaut, von großer Gestalt. Sein frisches Antlitz belebten freundliche braune Augen und den nervigen Händen hätte man nicht angesehen, daß sie den Pinsel zu führen bestimmt waren. Lucilia betrachtete ihn mit Blicken, welche dem Beobachter verrathen haben würden, daß die junge Bürgerin nicht nur den Künstler in Trumbull verehrte.

„Oh, es ist recht schade“, sagte sie, „daß Sie sobald Paris verlassen wollen — müssen.“

„Es hält mich hier nichts“, sagte Trumbull; „morgen hoffe ich meine Angelegenheiten geordnet zu haben, dann reise ich, mit dem Passe des Ministers Danton versehen, ab. Es wird sehr unheimlich hier in Paris. Täglich neue Verhaftungen, täglich Aufläufe, Tumulte, die Hinrichtungen mehren sich.“

„St — ich beschwöre Sie, bat Lucilia leise, „Sie wissen, Saint Just wohnt hier.“

Sie deutete in die Höhe.

„Richtig“, sagte Trumbull, ohne die geringste Furcht zu zeigen. „Da oben wohnt der Tiger. Ich bin ja dicht in seiner Nähe. Merkwürdigerweise habe ich ihn erst einmal gesehen — auch den wackern Herrn Robespierre sah ich bei meiner diesmaligen Anwesenheit in Paris noch nicht.“

„Sie sind zu einseitig in ihren Urtheilen“, sagte Lucilia. „Robespierre und Saint Just sind zwei wahre Patrioten, wir können ihnen nicht genug danken. Sie retten das Volk.“

„Bis kein Einziger mehr zum retten übrig sein wird“, sagte Trumbull.

„Und Saint Just“, fuhr Lucilia fort, „ist ein Prophet — eine Art von Heiliger. Bürger Trumbull, Sie selbst sind Künstler. Können Sie sich einen schöneren Kopf denken, als den Saint Just's!“.

„Da stimme ich Ihnen bei, schöne Kollegin“, sagte Trumbull. „Ein schöner Mann und wenn es nicht Saint Just wäre, ich möchte ihn malen.“

Lucilia blickte erschreckt umher. „Kommen Sie lieber fort von hier“, bat sie. „Wir können drinnen plaudern — wenn man uns hört. — Sie sind zu eigensinnig. Wissen Sie, daß Sie hier in Paris ungeheuer viel verdienen könnten? wenn Sie aber Saint Just nicht malen wollen — ach — gehen Sie Bürger. Ich bin ein Mädchen und ich freue mich, mein Talent für die Nachbildung der Männer benutzen zu können, welche Frankreich zur Republik machten — ich habe Robespierre schon zwei Mal gezeichnet.“

Trumbull trat unwillkürlich zurück. Robespierre's Name flößte um jene Zeit Jedem Schrecken ein. Der Maler betrachtete mit Staunen das hübsche, junge Mädchen, welches die Ruhe hatte, die Züge

des Schreckensmannes auf das Papier zu werfen, während das Original ihr gegenüber saß.

„Ja — sehen Sie mich nur an", sagte Lucilia, „die ganze Familie Robespierre, die Familie Duplay — die Wirthe Robespierre's — einige seiner Freunde habe ich portraitirt. Augenblicklich ist wieder Einer in Arbeit, wollen Sie ihn sehen?"

Trumbull war neugierig geworden, der Künstler regte sich zu mächtig in ihm. Die Köpfe dieser Gewaltmenschen zogen ihn doch bei allem Widerwillen an, endlich war er begierig, das Portrait von Lucilia's Hand zu sehen. Sie hatte, so lange Trumbull im Hause wohnte, nicht gearbeitet — die Clubs der Frauen nahmen sie in Anspruch. Trumbull trat in das Zimmer. Es war klein, aber trotz der republikanischen Gesinnung der Bewohnerin doch sehr elegant ausgestattet. Verschiedene Skizzen, von Lucilia's Hand gefertigt, hingen an den Wänden umher. Einige Gypsabdrücke standen auf Konsolen. Dem Fenster gegenüber befand sich eine Staffelei, auf welcher ein noch nicht ganz vollendes männliches Portrait stand.

„Sehen Sie sich diese, meine Arbeit an", sagte Lucilia.

„Mein Fräulein", rief Trumbull, „das ist ein kleines Meisterstück — gleichviel, wen es darstellt — dieses Portrait muß dem Original sehr ähnlich sein — man fühlt das und es ist in der That ein interessanter Kopf."

Trumbull war ganz in Betrachtung des Bildes versunken. Das Antlitz zeigte das Gepräge der Schwermuth — schön und phantastisch zugleich schien es wie von einer Wolke umhüllt, aus der es hervorblickte, um gleich wieder dahinter zu verschwinden.

„Und wer ist der Mann, den Sie so trefflich nachgebildet haben?"

„Es ist Lebas, der Freund Robespierre's, der Verlobte Elisabeth Duplay's, der jüngsten Tochter des Tischlers, in dessen Hause Robespierre wohnt."

„Man sagt, Robespierre wolle die älteste Duplay heirathen."

„Es heißt so."

„Dieser Lebas ist ein interessanter Kopf — aber

es sieht so aus, als säße das Schwert bereits dicht an seinem Nacken und als fühle er die Schneide."

Lucilia schauerte leicht — sie wendete das Bild um.

„Gehen wir", sagte sie. „Ich muß zur Mutter und Sie — —."

Sie reichte ihre Hand Trumbull. „Seien Sie vorsichtig", lispelte sie. „Man mißtraut Ihnen."

„Mir?" lachte Trumbull. „Was sollte ich denn im Schilde führen?"

„Es genügt ein Verdacht — eine Anklage. Die Zeiten sind schwer." —

„Und doch wollen Sie, daß ich in Paris bleibe?"

Lucilia wendete sich ab, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihr hübsches Köpfchen senkte sich.

„Vielleicht kehren Sie zurück, wenn Frankreich in Ruhe, wenn durch Robespierre die Ordnung hergestellt ist."

Trumbull schwieg.

„Sie sind übrigens thöricht", fuhr Lucilia heiterer fort, „Sie könnten viel — sehr viel Geld verdienen, sage ich noch einmal."

„Hier — in dieser Zeit?“

„Ja, mein Freund. Warum suchen Sie den Bürger David nicht auf, Sie waren doch mit ihm befreundet?“

„Ich liebe die Künstler nicht, die sich an Blut begeistern. David ist einer der Schrecklichsten, wenn es gilt, der Revolution zu opfern.“

Lucilia war sehr verlegen. Sie fühlte, daß John Recht hatte.

„Aber“, fuhr sie fort, „die Republik thut viel für die Künste — Sie könnten hier große Aufträge erhalten. Schlachtenbilder, welche die Siege der Republik verherrlichen, würden bei Ihnen bestellt werden und jeder der Machthaber würde sich freuen, von der Hand eines solchen Künstlers gemalt zu werden.“

„Ich würde dafür danken“, sagte Trumbull kalt. „Indessen — —.“

„Sie würden einen solchen Auftrag ablehnen?“

„Gewiß.“

„Es wäre gefährlich, John, sagte Lucilia drin=

gend. „Wenn man Ihnen ein Anerbieten machte — lehnen Sie es nicht ab — ich beschwöre Sie.“

„Ei — man wird es nicht“, lachte John. „Morgen habe ich Alles beendet, übermorgen habe ich Paris im Rücken und lasse in dem Krater nichts zurück, was mir lieb wäre, als die schöne, liebenswerthe Tochter Jules Cardel's, die hoffentlich einst sanfter denken wird, wenn die Stürme über dieses unglückliche Land genug getobt und sich beruhigt haben.“

Er wendete sich hinweg.

„Ziehen Sie mit Gott“, sagte Lucilia weich und innig. „Wir müssen erwarten, was über uns verhängt wird. Ich hoffe auf die Männer, welche das Geschick Frankreichs in Händen halten. Antoinette Cardel wird Ihrer stets gedenken.“

Sie nannte sich nicht Lucilia — diese letzte innige Unterredung mit Trumbull, den sie liebte, hatte jede Erinnerung von Haß und Parteiwuth verscheucht. Trumbull stieg langsam die Treppe hinunter und verließ das Haus Cardel's. Er schritt die Straße St. Anne hinab. Er war nachdenklich geworden. Die Warnung Lucilia's hatte ihn ernst gestimmt,

und er fühlte, wie die Tochter Cardel's für ihn mehr als Freundschaft hegte. John war ein Künstler, er bewegte sich inmitten der aufgeregten Massen, die von allen Seiten herbeiströmten, nicht ungern. Die Phantasie ward mächtig erregt durch diese wilden Gestalten, diese Gruppen leidenschaftlich blickender und heftig gestikulirender Menschen. Als Schüler des berühmten Malers West, hatte John Trumbull mit besonderer Vorliebe sich den Studien der Schlacht- und Volksscenen hingegeben. Gestern hatte er seinen ehemaligen Freund, den gefeierten Maler David gesucht, aber der wilde Revolutionär, der sich in den Strudel des Aufruhrs stürzte, mit Wort und Pinsel die ungeheuerlichsten Dinge vollbrachte, sagte dem besonnenen Künstler nicht zu. John beschloß so schnell als möglich Paris zu verlassen, dessen fieberhafte Erregung Jedem Unheil drohte, der nicht gesonnen war, sich von dem Strome fortreißen zu lassen. — Es war bereits Abend geworden. John sah, wie die Menge durch die Straßen eilte, wie überall Figuren von Leuten auftauchten, welche man in ruhigen Zeiten nicht sieht — jene seltsamen, ab-

scheulichen Gesichter, in deren Zügen der Haß und die Verachtung gegen Alle zu lesen ist, welche Besitz haben. Dort ein Haufen von Sansculotten, die rothen Mützen auf den struppigen Köpfen, Piken in den Händen, die Marseillaise singend — hier eine Gruppe scheußlicher Weiber, die Strickerinnen Robespierre's genannt, an der Ecke der Straße ein Gerüst, auf welchem ein zerlumpter Kerl stand, der mit heiserer Stimme vor einer Menge widerlicher Gestalten eine Rede hielt, von der nur die Nächststehenden Etwas vernehmen konnten, die aber mit großem Beifall aufgenommen ward. Plötzlich entstand eine Bewegung unter der Menge. „Er kommt! Er kommt!" schrieen hunderte von Stimmen; eilend durch den Knäuel drängte sich die Gestalt eines hochgewachsenen breitschultrigen Mannes, dessen mächtiger Kopf über die Umstehenden hinwegragte. Ein Theil der Menge begann zu zischen, man schrie: „Nieder mit ihm!" darauf schallte als Antwort der Ruf: „Es lebe Danton!" Der mächtige Revolutionär war es, der durch die Gasse schritt. Er trug stolz das Haupt empor, welches bald genug fallen sollte.

Die Rufe schienen das Signal für eine blutige Prügelei gewesen zu sein, denn bald waren die Freunde und Gegner Danton's handgemein. Die Säbel und Knittel arbeiteten gegen einander, man schleppte Verwundete aus dem Gewühl. John hatte Mühe, dem Tumult zu entrinnen und gewann endlich Raum, um sich in ein nahegelegenes Café zu retten. Er nahm Platz an einem Tische. Freilich war hier auch nicht Ruhe zu finden. Die Luft war mit Tabaksdampf gefüllt, vierzig bis fünfzig Männer führten mit starker Stimme die Unterhaltung. Alle trugen die rothe Mütze, oder Kokarden an den Hüten, alle waren bewaffnet. Ruhige Besprechung war nicht möglich, die Leute schlugen bei jedem Worte auf die Tische und schimpften sich gegenseitig aus, während sie ihre Ansichten vortrugen. John saß einer Gruppe von vier Männern gegenüber, die mindestens zu den Ruhigeren gehörten, denn sie ließen nur zuweilen ein wildes Wort hören. Er forderte ein Glas gemischten Branntweins, welches ihm der Kellner zuschob. Einige Weiber hatten sich ebenfalls in den Tumult gemischt; die Sonne, welche

im Sinken war, warf ihren Schein durch die Fenster und beleuchtete die Gruppen in seltsam effectvoller Weise. John hatte bald das Widerwärtige der Scene vergessen, er war zu sehr Künstler, als daß ihn der wilde Effect des Ganzen nicht hätte reizen sollen. Er lehnte sich in den Schatten eines Pfeilers und begann in sein Skizzenbuch die Köpfe zweier Männer zu zeichnen, welche in einiger Entfernung von ihm, grell von der Sonne beleuchtet, standen. Wilde, phantastische Gestalten mit Bärten und langen Haaren. Er vertiefte sich dergestalt in diese Beschäftigung, daß er nicht bemerkte, wie ein Theil der Gäste ihn scharf beobachtete.

„Es ist ein Aristokrat", sagte einer der Kerle. „Seht nur den feinen Anzug."

„Es ist ein Spion der Engländer oder der Preußen", bemerkte ein Anderer.

„Er notirt unsere Reden."

John Trumbull fühlte plötzlich eine schwere Hand sich auf seine Schulter legen. Er wendete sich um — sechs oder sieben Männer standen vor ihm.

„Bürger", sagte der Eine, „Du trägst keine Kokarde."

John sah ein, daß er unvorsichtig gewesen war.

„Ich bin fremd, Bürger", erwiderte er, sein Buch zusammenschlagend, „und ich kenne die Befehle nicht, welche Euch gegeben worden."

„Befehle? ha! ha! ha!" brüllte die Menge.

„Ein Republikaner läßt sich Nichts befehlen", setzte ein Mann hinzu:

„Wir befehlen!"

John zuckte die Achsel.

„Aristokrat!" schrie ein Kerl, dessen Kleidung nur in Beinkleid und Hemd von zweifelhafter Farbe bestand, „was hast Du da geschrieben?"

„Nichts, Bürger", sagte John. „Ich zeichnete."

„Zeichnen? aha! hört Ihr? man portraitirt uns, wir werden auf solche Weise den Tyrannen bekannt gemacht. Zeige das Buch."

John erhob sich. „Ich werde es nicht thun", sagte er mit fester Stimme. „Ich bitte mir Ruhe aus für meine Person. Als amerikanischer Bürger habe ich ein Recht, mich frei zu bewegen."

„Amerikaner?“ ließen sich Einige vernehmen, „das wäre was Anderes!“

„Es ist ein Vorwand“, schrie der Kerl mit dem schmutzigen Hemde. „Zeige das Buch.“

Er streckte die Hand aus — John stieß sie zurück. Der Tumult begann, man schickte sich an, das Buch dem Künstler zu entreißen. Plötzlich tönte eine kreischende Stimme:

„Auseinander! Bürger.“

Der Kreis öffnete sich und ein langgewachsener Mann ward sichtbar. Bei seiner Erscheinung bebte John trotz all seines Muthes, denn das Antlitz dieses Menschen konnte in der That scheußlich genannt werden. Sein Kopf war lang und schmal, die Kinnrade stand auffallend vor, ein breiter Mund zeigte, wenn er sich öffnete, ein Gebiß, welches mit dem des Wolfes größte Aehnlichkeit hatte. Die großen runden Augen quollen hervor und hatten einen basiliskenartigen, starren Ausdruck; sie wurden von buschigen, hochhinaufgezogenen Brauen überspannt. Lange Haare umgaben den Schädel.

„Was giebt es hier?“ fragte das Ungethüm mit schneidender Stimme.

Ein Dutzend Kerle antworteten zugleich.

„Ruhe!“ kreischte der Mann.

„Bürger“, begann John, der sich ein wenig gesammelt hatte, „höre mich an. Ich bin ein Amerikaner, ein Maler. Ich sitze hier ruhig, und da Einige der Bürger mein Interesse in Anspruch nahmen, begann ich ihre Köpfe in mein Skizzenbuch zu zeichnen. Man hält mich deshalb für einen Spion der Engländer — mich, den Amerikaner.“

Das lange Scheusal grinste ihn an. „Maler? Amerikaner?“ sagte er, „hm — warum keine Kokarde?“

„Ich bin fremd.“

„Du bist fein gekleidet — wie ein Aristokrat.“

„Auch Robespierre kleidet sich fein.“

„Hast Du Papiere?“

John holte seinen Paß hervor. Der Lange musterte ihn.

„Es ist wohl richtig“, sagte er, den Paß zurückgebend. „Aber Du bist sehr unvorsichtig, ohne Ko-

karde auszugehen. Ich könnte Dich verhaften lassen. Weißt Du wer ich bin?"

„Ich habe nicht die Ehre Dich zu kennen."

„Ich bin Fouquier Tinville, der öffentliche Ankläger."

John Trumbull hatte seine ganze Kraft nöthig, um keine Bewegung des Schreckens blicken zu lassen, er stand dem Scheusale gegenüber, das die Opfer für die Guillotine aufstöberte, dem Spürhunde mit der Geierkralle, welche er in das Fleisch der Unglücklichen schlug.

„Ich weiß jetzt wer Du bist, Bürger", sagte er ruhig.

„Wirst Du mir das Buch zeigen?" sagte Fouquier.

John sah ein, daß seine Weigerung ihm verderblich werden mußte. Er reichte das Buch hin. Fouquier durchblätterte es hastig, dann rief er die skizzirten Originale herbei.

„Seht — Ihr seid gut getroffen", sagte er.

Das Buch ging von Hand zu Hand.

„Also — ein Maler?“ forschte der Schreckliche weiter. „Und wozu hier?“

„Ich habe Geld einzuziehen — dann will ich nach London.“

„Hm! Geld? wofür?“

„Schlagt das Buch auf und Ihr werdet darin noch Skizzen finden, für die Decorationen des Festes vom Marsfelde. Ich habe unter David daran mitgearbeitet.“

Die Männer blätterten weiter in dem Buche.

„Richtig“, sagte Einer, „hier ist die Göttin der Freiheit — hier sind die Genien, welche die Fesseln lösen — ich weiß, daß diese Bilder an den Sockeln der Figuren angebracht waren.“

Fouquier hatte das Buch wieder genommen. Er prüfte die Skizzen.

„Es ist gut“, sage er. Die beiden skizzirten Sanscoullotes waren besonders erfreut. John hatte mit fester Hand ihre Züge auf das Papier geworfen.

„Kann man diese Bilder nicht haben?“ fragte der Eine.

John durfte nicht ablehnen, er riß schnell das Blatt aus dem Buche und gab es den Männern. Fouquier winkte dem Kellner. Er bestellte sich ein Glas Branntwein und ließ sich zum Entsetzen John's am Tische nieder.

„Bürger", begann er, „wir lieben die Kunst. Wir sehen es gern, wenn die Thaten großer Männer durch den Pinsel, durch den Meißel verewigt werden. Hoffentlich wirst Du Etwas dergleichen arbeiten."

„Du hast es getroffen, Bürger", sagte John. „Ich hoffe ein Bild zu malen, welches eine That der Republik verherrlicht — ich sammle eben dazu jene Skizzen."

„Ah, das ist gut. Vielleicht kannst Du Zeuge sein des Gerichts über die Herren von der Gironde. Sie sitzen im Käfig — sie werden geschlachtet."

John schauderte, als die Menge mit rohem Lachen diesen Witz begleitete.

„Ich — verlasse wohl zu bald Paris."

„Oh, Du mußt bleiben", fuhr Fouquier fort, „Du mußt mich sprechen hören — die Richter, die

Versammlung portraitiren, damit das Volk sie kennen lerne draußen in den Provinzen. Danton wird Dich gut bezahlen, er hat jetzt das Departement der Künste unter sich, seit Roland zum Teufel ging. Ich sehe mich gern auf Bildern und hoffe eine gute Figur zu machen. Weißt Du was, Bürger? nimm ein Mal Deinen Stift zur Hand und entwirf mein Portrait, wie Du das der beiden Bürger dort entworfen hast — ich freue mich darauf."

John machte eine Bewegung. Sein Abscheu war reger geworden als je, nun sollte er seine Kunst anwenden, um den Scheußlichsten der ganzen Horde zu portraitiren — der Stolz des Künstler ließ das nicht zu. Er blickte Fouquier fest an und sagte:

„Ich werde kein Portrait von Dir entwerfen, Bürger."

„Ha — Du willst nicht?"

„Nein. Ich bin nicht aufgelegt dazu."

„Es ist eine Ausrede — Du hast ja diese dort gezeichnet. Ich will es."

„Eine solche Leistung läßt sich nicht befehlen — ich werde Dich nicht zeichnen."

Fouquier erhob sich. Seine abscheulichen Augen rollten wild. „Und wenn ich Dich zwingen lasse?“

„Ich bin amerikanischer Bürger, der unter Washington focht, man wird in dem freien Paris nicht einen Republikaner zwingen wollen. Ich werde bei Danton und Robespierre Klage führen.“

Fouquier schoß einen Höllenblick auf den Maler.

„Ich könnte Dich leicht anzeigen, Du trägst keine Kokarde — aber ich schiebe es auf“, sagte er. „Wir werden sehen, wie Du in Paris zurecht kommst.“

Er stand auf und ging unter die Menge ohne sich weiter umzusehen. John war mit sich zufrieden und der Muth, der immer der rohen Masse imponirt, hatte ihm auch die nöthige Achtung der Gäste des Café verschafft. Sie ließen ihn in Frieden und hörten dem Redner zu. Nachdem John sein Getränk bezahlt hatte, verließ er das Café und gelangte glücklich aus dem Tumult, nachdem er von der Wirthin des Bureaus noch eine Kokarde gekauft und an seinen Hut gesteckt hatte. Als er die Gasse betrat, war es vollständig dunkel geworden, die Menschenmenge begann sich zu verlaufen, ganze

Trupps eilten den Klublokalen zu. John's Erregung machte jetzt sich geltend. Der Künstler fühlte, wie ein Zittern ihn erfaßte, wenn er sich Fouquier's Gesicht in's Gedächtniß rief. Lucilia's Warnung schien ihm nicht nutzlos zu sein, doch verscheuchte sein ihm angeborener Muth, den er so oft im Gefechte bewiesen, jede Anwandlung von Furcht. Er schritt die Straße hinunter, nicht wissend wohin, er wollte seine vibrirenden Nerven erst beruhigen, bevor er den Heimweg antrat. So war er bis an die Straße Conciergerie gekommen. Nicht weit von ihm lag eine Häusermasse, das Palais de Justice. Rings um dasselbe bewegten sich Wachen, ein Feuer war innerhalb des Hofes hinter dem Gitter angezündet, das trotz der warmen Nachtluft einige Soldaten umstanden. Der Schatten, welcher die hohen, gegen die Seine zu befindlichen Vorsprünge warfen, machten, daß John nicht eine Gestalt bemerkte, welche ihm bereits seit längerer Zeit gefolgt war. Als er die Brücke gewinnen wollte, trat sie zu ihm. Es war eine verschleierte Dame.

„Mein Herr!“ redete sie ihn an, „ich bitte um einige Minuten Gehör.“

John schloß schon aus dieser Anrede, daß die Bittende eine Aristokratin sein müsse.

„Sprechen Sie, Madame“, entgegnete er.

„Sie haben“, begann die Dame, „soeben ein Zeugniß Ihres Muthes abgelegt. Sie weigerten sich, das Bild des Würgers zu zeichnen.“

„Ich entweihe meine Kunst nicht.“

„Oh, es ist schön“, sagte die Dame, ihm die Hand reichend. „Ich sehe es Ihnen an. Ich darf vertrauen.“

John war bereits an Ueberraschungen gewöhnt, er machte deshalb eine zustimmende Bewegung.

„Treten Sie ein wenig bei Seite“, bat die Dame. „Sie haben sich geweigert, das Bild eines Elenden zu zeichnen — Sie sind Künstler, würden Sie es übernehmen, des Bild eines Ehrenmannes, eines Unglücklichen zu entwerfen? Sie würden dadurch den Hinterbleibenden ein herrliches Geschenk machen.“

„Wenn ich irgend im Stande bin, Ihrem Wunsche zu willfahren — gebieten Sie über mich, Madame.“

„Es ist nicht so leicht geschehen, als eingewilligt, mein Herr. Sie müssen auf einige Zeit in das Gefängniß der Conciergerie gehen."

John trat zurück. In jenem Kerker saßen die zum Tode Verdammten, von dort aus war nur ein Weg — zum Schaffotte, er sollte diesen furchtbaren Ort betreten.

„Ich würde gern einwilligen, wenn es ein anderer Ort wäre, Madame — aber ich bin mir selbst ein wenig Rücksicht schuldig — ich habe daheim Familie —."

„Oh, fürchten Sie Nichts. Der Wächter des Thores ist mir ergeben, ihm gehorchen die Andern, eine Börse öffnet die Riegel, diese Barbaren kennen den Klang des Geldes."

„Und wer ist es, den ich zeichnen soll?"

„Es ist der General der Republik Custine."

„Wie!" rief John laut. „Er — der Gefangene? der Angeklagte?"

„Sagen Sie lieber der Gerichtete, denn das Tribunal spricht den nicht frei, auf welchen die Elenden, der nun getödtete Marat und Varemes

ihren Haß geworfen hatten. Mainz ist das Todeswort für Custine."

„Und Sie, Madame? Sie — —?"

„Ich bin die Gattin des Sohnes von Custine, seine Schwiegertochter. Mein Gatte ist gefangen in der Abtei, ich verließ ihn, um dem Bedrohten, Verlorenen nahe zu sein."

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, das Licht einer Laterne des Palais fiel auf ihr schönes Gesicht, dessen kummervollen Ausdruck John gerührt betrachtete. Er blickte aber auch mit Bewunderung auf diese Frau, welche den Muth und die Stärke der Seele besaß, zwei Verurtheilten Trost und Stütze in den letzten Augenblicken zu gewähren,

„Und darf ich fragen", fuhr er fort, „weshalb Sie ein Bild des Generals wünschen? es giebt doch sicher Bilder von ihm genug."

„Von dem glücklichen, dem freien Custine — ja, aber ich wünsche ein Bild von ihm, welches den gefangenen, mit Undank behandelten General darstellt, um es den Kindern zu geben, als eine Mahnung, als Reliquie und Erinnerung an die Stun-

den jenes Martyriums. Vergeblich bat ich einige Künstler — Niemand wollte sich dazu verstehen. Als ich Zeugin Ihres Muthes ward, da zweifelte ich nicht, daß Sie einwilligen würden.“

„Wie? Sie waren Zeugin des Vorfalles?“

„Ich war kurz vorher in das abscheuliche Café getreten. Ich kam von Levasseur, dem Präsidenten des Gerichtes, mit dem ich eine Unterredung hatte, welche fruchtlos war — erschöpft trat ich in den stickigen Dunst des Zimmers; ich befand mich hinter Ihrem Tische und ich hoffte auf Sie.“

John's Lust zum Abenteuer war eben so groß, als sein Mitleid für die Dame. Solche Ereignisse kehrten nicht wieder und am Ende schützte ihn sein Paß, wenn — was nicht anzunehmen war — Frau von Custine keine Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte. John hatte wohl gesehen, daß die Amerikanischen Siegel doch einigermaßen respektirt wurden.

„Gehen wir denn, Madame.“

Frau von Custine nahm seinen Arm. John's Interesse für die Sache war noch besonders dadurch erhöht worden, daß die Bittende in der That eine

blendend schöne Frau war. Der Künstler wollte für sie wagen. Schweigend gingen Beide bis an das Gitter des Vorhofes, der Prédau genannt — hier stand ein Schließer. Er trug eine Wolljacke, die phrygische, rothe Mütze, einen Gürtel, in welchem Pistolen und ein Schlüsselbund steckten. Im Hofe gingen Nationalgarden rauchend und schwatzend umher. John war neugierig geworden, in welcher Weise Frau von Custine den Eintritt bewerkstelligen werde. Er sah, daß sie dem Schließer ein Zeichen machte. Dieser öffnete das Gitter, ließ die Dame und John eintreten und warf es wieder ins Schloß. Bei diesem Geräusche schreckte John zusammen, wenn die Pforte sich für ihn schloß? wenn er hier bleiben mußte? Es war keine Zeit zum Ueberlegen, denn der Schließer schritt eilig über den Gang, der von der Gallerie dieses Hofes gebildet wird. Die beiden Gefährten folgten.

„Ah, Thomas bringt etwas Futter.“

„Wer wird denn in den Sack spucken von den Zweien?“

„Nicht so schnell, Madame — sie haben noch

einige Stunden Zeit, ehe das Rasirmesser der Nation vorfährt."

Mit solchen Scherzen und Reden wurden die Beiden von den Garden traktirt — man hielt sie für Verurtheilte und John sah jetzt wohl, daß unter dieser Firma das Hineinkommen in den Kerker am Besten gelang, indessen flüsterte Freundin Custine ihm zu, daß sie die Erlaubniß habe, ihren Schwiegervater zu besuchen. Man war durch verschiedene, mit Posten besetzte Gänge bis an den Corridor gelangt, der vor den Zellen hinlief. Aus einigen schallte Gesang — eine rührendes Lied ward im Chore gesungen. Der Schließer blieb vor einer Pforte stehen.

„Der Bürger ist — was?" fragte er.

„Ein Notar, dem der General sein Testament darbot", sagte Frau von Custine.

Ein zweiter Kerkermeister kam heraus. — Will die Bürgerin noch einmal hinein?" fragte er noch.

„Gewiß, Bürger Buisson", sagte Frau von Custine.

„Wer ist dort?"

„Es ist der Notar — der des Generals Testament aufnimmt.“

„Ich komme wieder“, sagte John. „Um es festzumachen und Ihr werdet Zeugen sein, heut will er es nur aufnehmen.“

Buisson blickte ihn mißtrauisch an, aber schon lag eine Börse in seiner Hand, die er auf dem Rücken hielt. Die Thür öffnete sich.

„Verweilen Sie nicht zu lange“, sagte Buisson, „wir müssen machen, ehe die Visitation kommt. Einer vom Tribunal hat stets die Wache. Ich hole Sie bald.“

Frau von Custine und John traten ein. Buisson schloß.

„Wer da?“ fragte eine Stimme. „Vater — geliebter Vater“ rief Frau von Custine.

Aus der dunklen Ecke des Gemaches, welches das Licht nur spärlich erhellte, trat jetzt Custine. Seine kraftvolle Gestalt war ungebeugt. Er trug einfache Uniform. Sein Haar war schneeweiß geworden, sein Bart aber schwarz geblieben.

„Fasse Dich — noch müssen wir den Besuch abwarten“, sagte er, „und dieser Herr?“

„Mein Name ist John Trumbull, Amerikaner, der unter Washington gefochten — jetzt Maler.“

„Herr Trumbull hat mir versprochen, Dein Portrait zu zeichnen“, sagte Frau von Custine.

„Armes Kind“, lächelte Custine, „es ist eine seltsame Grille. Indessen — ich bin bereit. Ihre Hand, mein Herr.“

Er schüttelte ihre Hand und Frau von Custine erzählte nun den Vorfall im Café.

„Oh, das schmeckt zu hören —“ sagte Custine.

„Es ist ein Labsal, wenn man muthige Leute findet — freilich, Sie waren Soldat, ich darf mich nicht wundern. Sie sehen mich hier am Ende der Laufbahn — lieber hätte ich Ihnen sitzen mögen, als ich noch ein Führer der Truppen war. Sie hätten mich gut dargestellt, denn ohne Zweifel sind Sie derselbe, der das treffliche Bild der Schlacht von Bunkershill malte?“

„Ich bin es, General. Ich habe es hier nach

Paris mitgebracht, auch die Platte zum Kupferstich ist dabei."

„Ich sah es in Brüssel", sagte Custine. „Es ist trefflich und die Ausführung ist des Ereignisses würdig, — oh" setzte er bitter hinzu, „jenes Treffen war auch kein entschieden glückliches, es zeigte nur, daß Ihre Leute sich schlagen konnten, dennoch machte man keinen General für den Verlust verantwortlich. Die Franzosen", fuhr er heftig fort, „gedenken meiner Siege nicht, sie haben nur Sinn für den scheinbaren Verlust. Sie begreifen nicht, daß der Rückzug von Mainz eine strategische Nothwendigkeit war." —

„Wenn Sie das beweisen, General", sagte John, „so wird man die Anklage fallen lassen."

„Nein, mein Freund", sagte Custine, „man wird es nicht. Diese Gewalthaber fürchten die Armee und die Popularität eines Generals — darum muß ein solcher fallen; was den Rückzug von Mainz anbetrifft, so nimmt man ihn als Vorwand — außerdem ist es eine Schwäche der Franzosen, daß sie sich nie besiegt wissen wollen. Statt ein Mißge-

geschick ruhig zu tragen, wollen sie lieber die Ehre ihrer Führer beschmutzt sehen — sie schreien Verrath, wenn es eben nur Mißgeschick oder bittere Nothwendigkeit war — lassen wir es — fangen Sie denn an."

John setzte sich zurecht — er begann zu zeichnen.

Frau von Custine lehnte neben ihm an dem Sessel. John arbeitete mit ganzer Seele, seine Hand fuhr schnell und sicher über das Papier — mit jedem Zuge gestaltete sich das Bild besser — ähnlicher, nun warf er Schatten hinein, das Licht trat in seine Rechte.

„Herrlich, trefflich", sagte Frau von Custine, die Augen trocknend. „Du wirst zufrieden sein, Vater."

In diesem Augenblicke ward die Thür aufgeschlossen, schnell verbarg sie dann das Blatt unter ihrem Schleier, den sie abgelegt hatte. John schloß das Buch. Buisson trat ein.

„Schnell — eile Bürger" sagte er. „Die Runde naht zur Visitation — keine Minute ist zu verlieren — tummle Dich."

„Dank, mein Herr, Dank“, sagte Frau von Custine. „Sie haben uns Viel gegeben — wie hoch der Preis?“ —

„Madame“, rief John fast unwillig. —

„Hinaus — hinaus“ trieb Buisson.

„General, Ihre Hand“, sagte John. „Ich hoffe Sie in Freiheit begrüßen zu können.“

„Gebe es der Himmel, und dann — dann, mein Freund, werde ich Ihnen danken.“

Frau von Custine reichte John noch einmal ihre schöne Hand. „Eilen Sie, mein Freund“, mahnte sie, „Buisson wird Sie führen — wir haben nicht Zeit zu längerem Abschied.“

Noch ehe John antworten konnte, befand er sich draußen, Buisson schloß die Thüre.

„Geh diesen Gang hinunter — schnell. Ehe die Runde kommt. Du findest Thomas am Ende desselben. Er bringt Dich weiter.“

Mit diesen Worten schob Buisson den Maler fort, der schnell den bezeichneten Weg einschlug. Ohne rechts oder links zu sehen, eilte er aus dem schrecklichen Gebäude zu kommen, als aus dem

Seitengange eine Patrouille in den Corridor trat, sie kreuzte sich mit John. Zwei Schließer, vier Nationalgardisten und in ihrer Mitte Fouquier Tinville; John hatte den Schrecklichen wieder erkannt, er war verloren, wenn Fouquier ihn hier traf. Seinen Kopf wendend, ging er weiter, — die Patrouille schien ihn nicht bemerkt zu haben, und am Ende des Ganges traf er Thomas.

„Es ist gut, daß Du kommst“, sagte der Schließer vorausgehend, „Fouquier hat die Visitirung. Seinem Auge entgeht Nichts. Er war eben hier und ich hätte für keinen Andern als Custine das gethan, was ich heute that.“

„Du kennst ihn genau?“

„Ich war Soldat unter ihm in Amerika, beim Regiment Saintonge.“

„So hast Du Deinem Waffengenossen einen Dienst erwiesen — auch ich focht unter Washington.“

„Wie, Du bist nicht Notar? nicht Franzose?“

„Notar — ja. Franzose nein, aber ein Republikaner.“

Thomas hatte das Gitter geöffnet, John zögerte

nicht, schnell hinauszutreten. Er befand sich auf der Straße. Als er einen Blick zurückwarf, bemerkte er hinter dem Hause eine Gruppe Soldaten, welche Fackeln trugen; sie umringten Thomas. John eilte nach Hause.

„Wer war der Mensch?“ fragte Fouquier, welcher sich in Mitte jener Soldaten befand, den Schließer.

„Es ist ein Advokat — ein Vertheidiger. Er hatte einen Paß von Danton.“

„Du lügst“, donnerte Fouquier. „Wo kam der Mensch her — die Wahrheit, oder ich lasse Dich sofort in die Abtei führen.“

Thomas zögerte nicht. „Er kam aus dem Gefängniß Custine's. Er war mit dessen Schwiegertochter gekommen.“

„Oh“, murmelte Fouquier, „ich brauche weiter Nichts — ich werde ihm den Hochmuth vertreiben und mein Bild wird ihm ein schlimme Erinnerung sein.“ —

John Trumbull war in dem Hotel Cardel angekommen. Er stieg zu seinem Zimmer empor. Im Hause schien Alles zu schlummern. Als der Maler

eben seine Thür öffnete, schallten Tritte von oben her, Lichtglanz verbreitete sich. John trat in sein Zimmer und zog die Thür an sich. Er sah zwei Männer von Oben herabkommen. Einer — Saint Just — hielt eine Kerze; der Andere, dem er die Treppe hinunterleuchtete, war ein fein gekleideter, bleich aussehender Mann. Er trug einen blauen Rock, weißes Jabot, helle Beinkleider und Strümpfe. Der runde Hut saß auf der elegant frisirten Perrücke. John hatte sofort Robespierre erkannt. Die beiden Freunde hatten noch so spät mit einander berathen. Sie waren im Gespräche begriffen und als sie vor John's Thür vorübergingen, hörte dieser nur die Worte:

„Es sind achtundneunzig dann in sechszig Tagen — es ist viel, sehr viel", sagte Robespierre.

„Noch lange nicht genug", entgegnete Saint Just. „Es müssen viel mehr werden."

John schauderte. Er zweifelte nicht daran, daß hier von Hinrichtungen die Rede war. Auf's Höchste erregt und doch von der Gewalt des Erlebten niedergedrückt, suchte er sein Lager. Er beleuchtete noch

vor dem Schlafengehen eine große Kiste, welche wohlverwahrt an der Wand des Zimmers lehnte. John entschlummerte endlich; unter schweren Träumen genoß er eines unruhigen Schlafes. Zuweilen befand er sich in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen, es war ihm, als höre er an seine Thür pochen, er richtete sich empor — das Pochen tönte stärker.

„Wer da?“ rief John.

„Um Gotteswillen, kommen Sie an die Thüre“, rief eine Stimme, welche John sogleich als die der hübschen Lucilia erkannte.

John eilte zur Thüre.

„Herr Trumbull, Sie sind verloren“, flüsterte Lucilia, „wenn Sie sich nicht verbergen. Eine Wache mit dem Commissair ist bereits unten im Flure des Hauses. Man verhaftet sie im Namen Fouquiers.“

John zitterte. „Der Nichtswürdige“, murmelte er. „Ich werde bleiben — ich werde sehen, ob man einen amerikanischen Bürger anzutasten wagt.“

„Hoffen Sie nicht darauf — man wagt Alles.

Der Convent ist allmächtig. Fliehen Sie — ich verberge Sie."

John fuhr hastig in seine Kleider, draußen ward es lebendig.

„Es ist zu spät", rief Lucilia, „sie kommen schon. Gerechter Gott, Sie sind verloren."

John öffnete die Thür. Von unten herauf dröhnten Tritte, einige Männer wurden sichtbar, ihnen voran schritt Cardel mit den Geberden der Verzweiflung.

„Ich habe es gesagt — ich wußte es, das Unheil entstehen würde, ach — ich armer Mann. Ich Geschlagener."

„Sorgen Sie nicht, mein Freund", sagte John, dem Commissair entgegen tretend, „ich kann mich genügend legitimiren. Ich bin amerikanischer Bürger, man darf mich nicht antasten."

„Es wird sich finden", sagte der Commissair, ein grobknochiger Kerl, dessen dicken Bauch die dreifarbige Schärpe umspannte. „Du gehst vorläufig in die Abtei. Dort wird man weiter mit Dir reden."

John Trumbull schien verloren zu sein, was half ihm das Einschreiten seiner Behörden? Diese Gewaltmenschen fragten nach Nichts. Während Cardel sich in Entschuldigungen gegen den Commissair erschöpfte, raunte John der ängstlich blickenden Lucilia ins Ohr:

„Ich habe meinetwegen keine Furcht — aber meine Habe ist dort im Zimmer, mein Schatz in der Kiste. Ich vertraue Ihnen die Bewachung, erbarmen Sie sich des Kunstwerkes.“

„Fürchten Sie Nichts“, sagte Lucilia leise. „Ihre Werke sollen geborgen werden und auch Sie sollen an mir eine Helferin finden — ich weiß, was ich thue.“

Der Commissair hatte in sein Notizbuch eine Art Protokoll aufgenommen; im Jahre 1793 gab man sich noch die Mühe, die Arrestanten zu notiren und mindestens Scheingründe anzugeben — ein Jahr später fragte Niemand nach den Personen, den Haftgründen rc., man richtete Jeden, den man griff.

Als der Beamte fertig war, machte er eine Bewegung mit der Hand, John wurde zwischen die

Wachen genommen und ohne Weiteres ging es zum Hause hinaus. Als die Soldaten auf der Treppe waren, erschien oben Saint Just. Er sah wie ein Gespenst aus und lehnte sich über das Geländer.

„Ein Aristokrat! Ein Engländer!“ rief er, „ich wußte es, als ich sein Geld sah. Hüte Dich, Cardel — Du könntest schlimm fahren, wenn man Dich als treulos erfindet.“

„Das sind die Folgen der Kunstbegeisterung“, rief Cardel Lucilia entgegen. „Ich wußte, das Unheil entstehen würde.“

Lucilia erwiederte Nichts. Sie eilte fort in ihr Zimmer — sie überlegte, wie John, der in großer Gefahr schwebte, gerettet werden könne. Noch hatte Niemand sein Zimmer untersucht. Zwei Stunden später befand sich die Kiste von Mathieu und Colas befördert in Lucilias Atelier. Sie hatte den Schatz des Künstlers gerettet. —

John Trumbull ward durch die vom Lichte des Morgens beschienenen Gassen zur Abtei gebracht. Dieses schreckliche Gefängniß, das ehemalige Kloster, wimmelte von Gefangenen. Der große Saal ent-

hielt einige hundert Eingesperrte. Man stieß John hinein. Er sah bei dem Lichte, welches sich durch die Fenster stahl, diese Gruppen Unglücklicher, sie lagen, viele schlafend, im Stroh. Andere saßen aufrecht, mit gefalteten Händen. Andere plauderten — noch lachte Mancher und einige Gleichgültige starrten in die Luft. Männer, Frauen, Greise, Kinder selbst — waren hier beisammen. Diese Armen bildeten eine große unglückliche Familie bis man sie wieder trennte, um sie in die Conciergerie, das heißt, in die Todeskammer zu führen. Die Jagd auf Verdächtige hatte begonnen. John nahm Platz auf einer Kiste, er fing an merklich besorgt zu werden. Bis dahin hatte er noch immer geglaubt, es werde beim Schrecken bleiben, aber jetzt sah er, daß die Gefahr wuchs. Es konnte längst zu spät sein, wenn Hülfe für ihn kam. Die Guillotine arbeitete seit einigen Tagen recht emsig.

„Sie scheinen tief betrübt, mein Freund", sagte jetzt ein alter Ludwigsritter, der neben der Kiste saß. „Sie müssen sich fassen. Es bleibt uns wenig Hoffnung. Gerade die erste Zeit ist die gefährlichste;

die Opfer, welche der Gironde vorausgehen, sind eine Nothwendigkeit für den Convent."

„Ich bin kein Franzose — ich bin Amerikaner — man darf nicht wagen —."

Der Alte zuckte die Achsel. „Mein Freund, was werden Leute nicht wagen, die ihre Könige hinrichteten? Sie können doch nicht glauben, daß Amerika Ihretwegen mit Frankreich Krieg anfangen wird? und dann — wer klagt denn? Sie können morgen Abend schon verurtheilt, übermorgen guillotinirt sein, ohne daß man recht weiß, wann und wo sie untergegangen sind. Ja — man muß auf Alles gefaßt sein, wenn man in solcher Zeit lebt und nicht in Frankreich bleiben, wenn man sich vor dem Tode fürchtet."

John schloß die Augen. Er war nicht feige, er hatte dem Tode oftmals in's Antlitz gesehen, ohne mit den Wimpern zu zucken, aber es war der Tod des Soldaten gewesen, der ehrliche Tod — im offenen Felde. Hier so elend umkommen zu müssen, wie ein Thier zur Schlachtbank geführt zu werden, ohne den Seinen Nachricht geben zu können, ohne

eine mitleidige Seele in der Nähe zu wissen — das waren fürchterliche Gedanken. Außerdem peinigte dem Maler noch die Ungewißheit, was mit seinen in der Kiste befindlichen Werken, mit den vielen Skizzen und kleinen Arbeiten geschehen werde, die in dem Hotel geblieben — herrenlos waren. John rang die Hände, als er dachte, wie die Männer des Convents mit seinen Arbeiten, mit Erzeugnissen, an welche er einen Theil seines Lebens gesetzt hatte, umgehen würden. — John hatte außer seiner Arbeit noch eine andere von ungeheurem Werth in der Kiste, und wenn er auch auf Lucilia hoffte, so fragte er sich doch: ob sie nicht zu schwach sei — dem Befehle der Gewaltmänner Widerstand zu leisten. Die Stunden rückten vorwärts. Die Thüren öffneten sich. Die Gefangenen krochen aus dem Stroh und jetzt erst sah John, wie viel Jugend, Schönheit, Kraft, Würde und Ehrfurcht gebietendes Alter — Alles beisammen, Alles zum Opfertode bestimmt, in dem Saale eingeschlossen war. Ein Commissair erschien. Er las die Namen derer vor, welche zur Concergerie, vor das Tribunal geschleppt werden

sollten. Welche Scenen fanden jetzt statt! Gatten nahmen von einander Abschied — Andere wimmerten — Gebete und Verwünschungen hallten und Nichts erschütterte die Beamten. Einer derselben war dicht bei John.

„Bürger", sagte John, „kannst Du mir nicht sagen, weshalb ich hier bin?"

Der Kannibale lachte. „Pah — wenn das Alle wüßten."

John hatte vom vergangenen Abende etwas gelernt; er hatte seine Briefe behalten und nahm ein Goldstück hervor, welches in die Hand des Aufsehers glitt. Freilich war das Manöver gewagt, denn nicht Jeder ließ sich bestechen, aber John schien Glück zu haben. Der Sohn der Freiheit betrachtete das gewichtige Goldstück verstohlen, er hatte lange Nichts Aehnliches gesehen.

„Frage", sagte er kurz.

„Ich bin der Amerikaner John Trumbull, aus Cardel's Hotel arretirt. Ich bin ein Maler — weshalb bin ich hier?"

Das Gesicht des Aufsehers wurde sehr ernst.

„Du bist schlimm dran“, sagte er. „Ich weiß es, Du hast viel englisches Gold bei Dir — Saint Just selber hat ausgesagt gegen Dich. Du hast bei Custine einen Besuch gemacht — Du bist sehr schlecht angeschrieben.“

Nach diesem mit einer Guinee bezahlten, schrecklichen Bescheide ging der Mann weiter. John blieb in tumpfem Hinbrüten an seiner Kiste sitzen. Er hatte nicht Lust, die elende Kost anzurühren, welche die Bewohner der Abtei von der väterlichen Milde des Convents gereicht erhielten. Er sah sich als verloren an und beschloß mindestens den Versuch zu machen, den Angehörigen in der fernen Heimath eine Kunde von seinem Ende senden zu können — dann seine Arbeiten zu retten. Er zweifelte nicht an seinem Untergange, wenn er Fouquier Tinville's gedachte, aber der wackre Künstler hatte wieder Ruhe gefunden, er bereitete sich vor, den Richtern in der Conciergerie gegenüber zu treten. Custine freilich mußte ihn verderben.

Die übrigen Gefangenen kümmerten sich nicht um ihn, Jeder hatte mit sich oder den Seinen zu

thun und die Mehrzahl schrieb Briefe — Trostes- oder Abschiedsworte. So nahte die Mittagsstunde. Trotz seiner Aufregung hatte die Natur John's doch ihre Rechte gefordert. Das Haupt gegen die Kiste gelehnt, schlief er nach den ermattenden Vorgängen sanft ein. Plötzlich fühlte er sich heftig bei der Schulter erfaßt, er fuhr empor, seine noch schlaftrunkenen Augen gewahrten den Aufseher.

„Schnell", sagte dieser „stehen Sie auf."

„Schon in die Conciergerie?" rief John.

„Nein — noch nicht. Vorläufig an das Sprachgitter — der Bürger Lebas will Sie sehen."

John folgte dem Aufseher durch die Gruppen der Gefangenen. Er wußte nach aller Erregung nicht, wohin er Lebas bringen sollte — das Gedächtniß hatte ihn fast verlassen. Im Vorsaale lagerte ein Wachtposten von etwa 40 Mann, vor diesem war das breite Sprachgitter. Außerhalb desselben standen viele Leute, welche ihre Angehörigen noch einmal sehen und sprechen wollten.

„Dort ist Bürger Lebas", sagte der Aufseher in die Ferne deutend. John folgte der Richtung seiner

Hand mit den Augen, er stieß einen Freudenruf aus, denn er hatte Lucilia am Gitter erblickt und neben ihr stand ein schöner Mann; auch ihn erkannte John jetzt wieder, es war das Original des Bildes, welches Lucilia auf der Staffelei hatte: Lebas, der Freund Robespierre's. John begann zu hoffen.

„Ach — wie froh bin ich, daß Sie noch lebend hier sind“, sagte Lucilia, als John näher trat.

„Bürger“, begann Lebas, „Du warst sehr unvorsichtig — obwohl ich Deinen Stolz nicht tadeln kann, aber den Gefangenen hättest Du nicht besuchen dürfen.“

„Es war ein Weib, welches flehte“, sagte John. „Du selbst bist, wie ich höre, ein Freund häuslichen Glückes, Bürger Lebas.“

Lebas nickte. „Ich komme deshalb, Dich zu retten“, fuhr er fort. „Meine Freundin eilte zu mir, die kleine Lucilia ist Dir gewogen. Als ich gleich darauf in ihr Atelier trat, zeigte sie mir Dein Werk, es ist ein Gemälde der Schlacht von Bunkershill — treffliche Arbeit. Eine Episode aus dem Kampfe gegen die Tyrannen und ein solcher Maler,

der obenein gefochten für die Freiheit, darf nicht verderben. Wir hoffen, Dich für Frankreich zu erhalten. Dennoch ist Deine Rettung schwierig, Du hast den Esel Tinville beleidigt — dieser Esel beißt, er hat starke Zähne. Es giebt ein sicheres Mittel, entschließe Dich dazu. Ein Mann von großem künstlerischen Rufe muß dringend Deine Freilassung fordern; während ich für Dich bei Robespierre spreche, muß er bei Danton wirken — dieser Mann ist David, der Maler. Du kennst ihn, eile hin, stelle ihm Alles vor, Deine Freilassung aus diesem Gefängnisse werde ich erwirken; wenn Du von Danton und Robespierre geschützt bist, dann erst bist Du sicher."

John Trumbull fuhr an seine Stirne, die Gedanken zu sammeln. Er hatte David vernachlässigt, die wüthend jakobinische Gesinnung des bedeutenden Künstlers hatte ihn von demselben entfernt gehalten, nun sollte er David's Hülfe suchen. — Er sah indessen ein, daß keine Zeit zu verlieren war, noch ein Mal in die Abtei zurückgeführt und er war dem

Tode verfallen. Er mußte sich entscheiden, er that es schnell.

„Ich danke Dir, Bürger, und Ihnen, Bürgerin, für den edlen Muth, mit welchem Ihr Euch meiner annahmt — ich folge Eurem Rathe, aber wird David mich vorlassen? wird nicht der künstlerische Ehrgeiz — der —“

„Neid, willst Du sagen“, fiel Lebas ein, „dir seine Hülfe entziehen? Du kennst David schlecht. Er ist es, der den Künstlern jede Hülfe leiht. Er weiß, wie die Kunst wirkt, wenn sie richtig im Dienste der Republik verwendet wird — er hat von Dir nur lobend gesprochen — eile zu ihm. Nimm Dein Gemälde aus dem Hotel Cardel gleich mit und er wird Dich befreien.“

John sagte zu.

„Der Bürger wird freigelassen“, sagte Lebas zu dem Aufseher. „Ich vertrete es bei Robespierre.“

„Bürger Lebas hat zu entscheiden“, brummte der Beamte aufschließend, unmuthig, denn er hatte noch auf einige Guineen gerechnet.

Wiederum befand John sich außerhalb eines Kerkers.

„Ich muß in die Sitzung", sagte Lebas. „Eile zu David — ich werde Robespierre sprechen."

Er ging davon. John reichte Lucilia die Hand.

„Wie soll ich Ihnen danken, Lucilia", sagte er, ihre Hand küssend. „Sie waren mein guter Engel."

Lucilia seufzte recht schwer, ihre Hand drückte leicht die des Künstlers. „Mögen Sie glücklich sein — fern von Frankreich", sagte sie. „Vielleicht aber hält man Sie bei uns. Es ist das überlegenswerth."

John ward wieder nachdenklicher. Man machte wohl die Bedingung, daß er in Paris bleiben, hier arbeiten müsse, wenn er freikommen wolle und Paris war ihm ein Kerker geworden, den er um jeden Preis fliehen wollte. — Lucilia setzte ihm auseinander, wie sie Lebas' Freundschaft durch dessen Verlobte und durch ihre Malerei errungen und wie dies die Ursache sei, weshalb Lebas sogleich bereit gewesen, John auf Bitten Lucilias frei zu machen. Sie empfahl aber Eile, da man Fouquier Tinville fürchten müsse. So kamen sie zum Hotel. Cardel

ließ sich nicht sehen. John eilte in Lucilia's Zimmer. Er fand sein Gemälde unversehrt, der Deckel der Kiste war abgenommen, um das Bild betrachten zu können. Ein sorgfältig eingehülltes Packet, etwa 3½ Fuß lang und 2½ Fuß hoch, stand neben der Kiste.

„Dieses hatte in der Kiste gelegen", sagte Lucilia und hastig griff John nach dem Packete, auch dies war unversehrt geblieben. Kurze Zeit nachher saß John in einem Fiaker und fuhr zum Louvre. David wohnte in demselben und hatte hier sein Atelier. Er arbeitete an dem Gemälde, welches den Tod Pelletier's darstellte. John ließ sein Bild in das Vorzimmer des Ateliers schaffen, dann sich bei David melden. Er hatte auf kurzen Bescheid gerechnet, aber David trat ihm sogleich aus dem Atelier entgegen und reichte ihm die Hand. Die Erscheinung des großen Malers war nicht besonders anziehend. David's Gesicht war durch eine Geschwulst an der Backe sehr entstellt, welche ihm auch das Sprechen erschwerte, dann lahmte er auf einem Fuße. Dazu kam seine in der That kuriose Ateliertoilette. Er

trug eine blaue Arbeiterjacke, welche wie ein Hemd zugeschnitten war. Plumpe Schuhe saßen auf seinen Füßen, die sehr fest umschlossen sein mußten, weil er nicht sicher darauf ging. Auf dem Kopfe trug er einen Chasseurhelm, den er niemals während der Arbeit ablegte.

„Ich sollte Dir zürnen, Bürger Trumbull“, rief er mit heiserem Ton, „Du bist lange in Paris, ohne Dich bei mir sehen zu lassen.“

John schüttelte seine Hand. „Zürne nicht, Meister“, sagte er, „ich kam nicht, weil Du außer mit Deiner Kunst, mit vielem Andern beschäftigt bist und weil ich — —“ er stockte.

„Nun!“ rief David, „heraus damit: weil ich Dir zu jakobinisch bin.“

„Ich kann nicht lügen“, sagte John, „Jeder hat seine Ansicht. Mir kommt es vor, als sei'st Du zu stark eingenommen für die neuen Ideen und ich fürchte, Dir nicht willkommen zu sein. Wäre ich Franzose, ich wäre vielleicht anders gesonnen.“

David hatte John in sein Atelier gezogen, dieser betrachtete die trefflichen Arbeiten des Künstlers.

„Du denkst eben ganz anders“, sagte David, „es ist viel Blut geflossen, das ist war, aber es muß noch viel mehr fließen. Tausende müssen fallen.“

John lief es eiskalt über den Rücken.

„Doch genug davon“, fuhr David fort. „Was bringt Dich her? Wo ist Dein Gemälde, die Schlacht bei Bunkershill?“

„Ich habe es hier.“

„Laß sehen.“

John stellte das Bild im Vorzimmer zurecht, David trat heran und musterte das Gemälde.

„Meisterhaft — trefflich. Man kann diese Einfachheit der Figuren nicht genug rühmen — schön — sehr schön! das ist Alles was ich sagen kann“, rief er.

„Ich freue mich innig“, sagte John, „daß es Dir gefällt.“

„Aber der Stich — Du wolltest es ja von Müller in Kupfer stechen lassen?“ sagte David.

„Hier ist der Stich“, sagte John, hastig das Packet aufwickelnd.

Eine herrlich gestochene Platte kam zum Vorschein, der Stich war nach dem Bilde gearbeitet, ein Werk des berühmten Stechers Müller in Stuttgart.

„Das ist ebenfalls ein Meisterstück“, sagte David. „Und was weiter?“

„Ich will mit diesem meinem Bilde und der Platte nach London reisen.“

„Warum nach London?“ fragte David finster, dessen Haß gegen die Engländer so weit ging, daß er nie eine hervorragende Person dieses Volkes malte. „Bleibe hier.“

John war jetzt bei der rechten Stelle angelangt. Er begann nun David seine Abenteuer und die Gefahr zu erzählen, in welcher er schwebte. Während der Erzählung schwoll die Backe David's an, ein Zeichen der Wuth, dann sprang er empor.

„Ha — das fehlte — das wäre nicht übel“, schrie er. „Einen solchen Künstler hinrichten wollen, einen Mann, der solche Bilder schaffen kann und nur deshalb, weil er den scheußlichen Pavian Fouquier nicht malen wollte, denn das ist der Kern

der Sache. Ach — es ist zu toll. Man sollte der Freiheits-Göttin danken, daß solche Bilder gemalt werden, sie wirken auf das Volk. Daß Du zu dem Verräther Custine gingst, war Thorheit — läßt sich aber entschuldigen — wir wollen jedoch eilen. Laß Dein Bild hinabbringen, die Platte nimm mit. Ich kleide mich um und fahre mit Dir zu Danton. Ich will diese Bursche lehren — — wie —“.

Er hinkte während der Rede in das anstoßende Zimmer. John Trumbull verlor keine Zeit. Er ließ sein Bild wohlbedeckt hinabtragen. Ein Wagen war bald gefunden, der Maler befand sich in gehobener Stimmung, seine Arbeit fand Würdigung und die Gefahr schien zu schwinden. David kam besser gekleidet heraus. Beide stiegen in den Wagen.

„Zum Polizeiministerium“, befahl David.

Der Wagen rollte davon. An der Ecke der Straße Feronnerie kam ihnen eine ungeheure Menschenmasse entgegen, in der Mitte derselben fuhr ein Karren mit Verurtheilten zum Schaffot. Die Menge umsprang heulend das Fuhrwerk und die Opfer, die Carmagnole wurde gesungen und getanzt. John

lehnte sich in den Wagen zurück — er hatte den alten Ludwigritter auf dem Karren erkannt, er gedachte, wie nahe er dem Tode gewesen und zitterte noch immer für den Ausgang seiner Angelegenheit.

„Es lebe David“, schrie die Menge.

David nickte vornehm. Das Geheul der Verurtheilten tönte herüber, — David verzog keine Miene. Der Wagen hielt endlich vor dem Polizeiministerium. Hier konnte man die Beamten, Gensdarmen, Agenten, Comissaire nach Hunderten zählen. Alles lief geschäftig hin und her, Glocken tönten, Befehle wurden ausgerufen, Bittsteller gingen ab und zu — Jedermann machte vor David Platz — der mit seinem Stocke einige langsame Beamte berührte und sich auf John's Arm stützte. Verwundert betrachtete Alles die Kiste, welche auf zwei Stühle gestellt wurde.

„Wo ist Danton, der Bürger Minister?“ fragte David einen Huissier.

„Der Bürger Minister Danton ist in seinem Kabinet und der Bürger Volksvertreter und Präsident Robespierre ist bei ihm.“

John war seltsam zu Muthe, er sollte den beiden furchtbaren Männern gegenüberstehen. David's Worte schienen Befehle, denn der Huissier öffnete sogleich die Thür, um David zu melden. Dieser gab John einen Wink, ihm zu folgen. Beide traten ein — sie standen vor Danton und Robespierre. Danton war schwarz — Robespierre wie gewöhnlich in helle Farben gekleidet. Der riesige Danton überragte Alle.

„Bürger Minister und Bürger Volksvertreter", begann David. „Dies hier ist John Trumbull, ein Künstler ersten Ranges. Man will ihn verdächtigen und in die Abtei bringen."

„Ich weiß davon", sagte Robespierre, „Lebas hat soeben mit mir davon gesprochen. Es war sehr schlecht von Dir, Bürger Trumbull, einem Menschen wie Custine einen Besuch zu machen."

„Ich gebe es zu, Bürger Volksvertreter", sagte John. „Aber die Gelegenheit, den immerhin merkwürdigen Mann zeichnen zu können, war verlockend. Daß die Bürgerin Custine mich gern mit in den Kerker nahm, ist begreiflich."

„Hast Du sein Portrait?“ sagte Robespierre.

„Zu Hause — als Skizze“, sagte John, der wohl sicher war, das Bild aus der Phantasie schnell auf das Papier werfen zu können.

„Die Sache ist schwierig, Danton“, sagte Robespierre, „Fouquier Tinville hat die Anklage erhoben.“

Danton lachte verächtlich.

„Lache nicht“, entgegnete Robespierre gereizt, „Fouquier ist ein eifriger Patriot.“

„Lassen wir ihn“, sagte Danton. „Wenn David für den Bürger gut sagt — mag Fouquier sich trollen.“

„Ich sage gut für ihn“, rief David. „John kenne ich seit acht Jahren — ich weiß, daß er in Amerika gefochten hat, daß er ein so guter Revolutionair ist als Ihr Alle.“

John neigte sich bei diesem fürchterlichen Complimente.

„Gut — gut“, sagte Robespierre. „Ich habe das auch von Lebas gehört und ich hasse unnütze Gewaltmaßregeln — aber nicht nur Fouquier, auch Saint Just hat wider ihn ausgesagt und er wird

uns zürnen, wenn ohne ihn verhandelt wird. Er möchte am Ende die Sache untersucht wissen."

Die Gefahr stieg wieder.

„Oh, was da", rief David jetzt in einem so befehlenden Tone, daß John selbst in Schrecken gerieth. „Trumbull ist ein Künstler, wie es wenige giebt. Er kann noch Vieles leisten zum Ruhme der Republiken, kann große Thaten verewigen durch seinen Pinsel, solch einen Menschen fertigt man nicht so leicht ab. Er hat ein Meisterwerk geliefert, das Bild der Schlacht von Bunkershill — es ist von Müller in Kupfer gestochen — hier ist die Platte."

„Ich mag sie nicht sehen", sagte Robespierre, „Müller hat ein Bild des Tyrannen Ludwig Capet in Kupfer gestochen."

„Besieh Trumbull's Gemälde, es ist draußen."

„Wir können es sehen?" fragte Danton.

„Hier ist es", rief David die Thür öffnend.

Er hatte das Bild in ein treffliches Licht gestellt, die beiden Gewalthaber standen, es betrachtend, ganz im Anschauen versunken.

„Ha, in der That ein prächtiges Bild“, rief Robespierre. „Welche Kraft im Ausdrucke, welche Bewegung. Das ist der Moment, der wichtige, wo die junge Republik sich zuerst zeigte — wir haben seitdem Großes sich entwickeln sehn. Kämpfe kostet es immer — Blut fließt dabei — herrlich, ganz trefflich. Freilich, Du bist ein wahrer Künstler, Bürger Trumbull.“

„Es sind Republikaner“, sagte Danton, auf das Bild deutend. „Sieh, wie einfach ihre Erscheinung ist — da sind keine Luxussoldaten.“

„Es ist wahr“, setzte Robespierre hinzu. „Diese Leute würden meine Leibwache von Sansculotten nicht belächeln.“

John konnte dieses Lächeln nur mühsam unterdrücken, aber Robespierre machte ihm immer neue Komplimente.

„Ja“, rief er. „Es wäre ein Verbrechen, solchen Maler um einer künstlerischen Laune willen zu strafen, die ihn zu Custine führte. Wir kennen den Werth eines Künstlers. David's Bilder, der Schwur im Ballhause, der Eintritt des Tyrannen Ludwig

in die Versammlung — haben mehr gewirkt, als hundert lange Reden. Ich denke, Danton — wir verbieten jede weitere Belästigung John Trumbull's.

„Ich pflichte Dir vollständig bei", sagte Danton. „Ich hätte sogar noch einen andern Wunsch. Wie wäre es, Bürger John, wenn Du in Paris bliebest? Du würdest viele Aufträge erhalten, Du sollst zunächst all' unsre Bilder malen — die großen Thaten der Republik würden Dich begeistern und David hätte einen Genossen, der seiner würdig wäre."

John stand vor dem gefürchteten Momente. Er hatte jedoch sich darauf vorbereitet.

„Bürger Minister", sagte er, „Ich fühle den ganzen Werth Deines Vorschlages, aber Du wirst als Mann von Ehre mir beipflichten, wenn ich sage: ich muß mein Wort dem Käufer meiner Platte in London halten. Ich bin genöthigt, den Stich in Abdruck zu übernehmen und mein Bild soll in London ausgestellt werden."

„Es ist schade, sagte Danton. „Vielleicht kehrst Du in einiger Zeit hierher zurück."

„Das wäre nicht abzulehnen."

„Ich werde mich freuen, Dich dann bei mir zu sehen“, sagte Danton.

Der furchtbare Blick aus Robespierre's Augen entging John nicht.

„Es ist ein Glück“, sagte Robespierre, „daß wir hier waren, ehe Fouquier Saint Just ausfragte. Solchem Künstler darf kein Unheil widerfahren. Reise mit gutem Winde, Bürger.“

Danton hatte geschellt. „Sofort einen Passirschein über Calais nach London für den Bürger John Trumbull“, befahl er dem Secretair.

Zehn Minuten darauf hielt John den Paß in seinen Händen. Nachdem er seinen Dank Robespierre und Danton ausgesprochen hatte, befand er sich nach weiteren zehn Minuten mit David und seinem Bilde auf der Fahrt nach Hotel Cardel.

„Lebe wohl“, sagte David, als John ihm dankte. „Später einmal mehr und Deinen Dank. Ich kenne die Dinge hier gut. Du kannst Dich glücklich preisen, so davon gekommen zu sein, aber zögere nicht — eile, aus Paris zu kommen, denn Fouquier ist eine mächtige Bestie und nicht Alle entrinnen der Guil-

lotine. Lebe wohl, nütze die Stunden. Die Schlacht von Bunkershill könnte Dich nicht immer retten und nicht jeder von denen da oben liebt die Kunst."

Er winkte und fuhr eilig davon. —

„Gerettet! gerettet!" rief Lucilia, als John in das Hotel trat.

„Durch Sie — durch Sie allein", rief John. „Oh Lucilia — wie soll ich Ihnen danken."

Sie schwieg und drückte wieder seine Hand, wie vor wenig Stunden, als sie ihn aus dem Gefängnisse führte.

„Ich verlasse diese unheilvolle Stadt", sagte John. „Der Tod droht überall — Lucilia, fliehen Sie mit mir — ich will Sie retten, wie sie mich gerettet."

Lucilia schüttelte das Haupt. „Ich bleibe", sagte sie. „Reisen Sie mit Gott, und wenn, wie Sie sagten, einstmals die Stürme ausgetobt haben — dann fragen Sie, ob Antoinette Cardel noch unter den Lebenden weilt."

Sie eilte hinein — John sah sie nicht wieder. Er erblickte auch Cardel nicht mehr, sondern zahlte

seine Rechnung an Mathieu. Um die achte Abendstunde verließ er Paris. Das Bild der Schlacht, seinen Talisman, hatte er auf den Sitz des Wagens gestellt, der ihn aus der Stadt der Schrecken nach Calais brachte. John mußte hier einige Tage verweilen, aber Danton's Paß schützte ihn genügend. Als er am Morgen der Abfahrt nach London sich an den Hafen begab, sah er viele Menschen einen Pfeiler umstehen, der mit Ankündigungen beklebt war. Es waren die gestern angelangten Berichte. John trat näher. „Liste der guillotinirten Feinde des Vaterlandes", las er, „Simond, Namis, Leflos." Es war ein langes Verzeichniß — die Gewerbe und Stände hatte man neben die Namen gesetzt — John stieß einen Ruf des Entsetzens aus, er hatte gelesen „Philippe, Graf von Custine, Ex-General der Republik, Verräther von Mainz."

„John taumelte zurück. Die Glocke des Schiffes läutete zur Abfahrt — John bestieg schnell das Verdeck. Eine Stunde später lag Frankreichs Küste nur noch als weißer Nebelstreifen vor seinen Blicken.

— — — — — — — — — —

Trumbull's Bild und Müller's nach demselben vollendeter Stich: Die Schlacht von Bunkershill, haben Weltberühmtheit erlangt. Der Künstler hörte in seiner Heimath von den furchtbaren Ereignissen, welche Frankreich heimsuchten, er hatte Kunde von dem Untergange der Häupter der Revolution. Als er nach Jahren wieder den Kontinent betrat und durch die Thore der Kaiserstadt Paris fuhr, herrschte ein anderer Gewalthaber über Frankreich — das Blut seiner Kinder floß noch immer. John Trumbull lenkte seine Schritte in die Straße St. Anne, er fand Cardel's Hotel wieder. Eine behäbig aussehende Frau empfing ihn — sie bedurfte nicht langer Zeit, um John wieder zu erkennen — auch er erkannte die schöne Lucilia wieder. Sie hatte einen wackern Mann geheirathet, das Hotel übernommen, die Palette und der Pinsel wurden nur selten hervorgeholt; Lucilia's reizendes Gesicht war noch jetzt unverkennbar und sie zerdrückte eine Thräne in den hübschen Augen, als sich John ihr nahte. Frau Cardel war gestorben, Herr Cardel bewohnte einen Landsitz vor Paris, wo er — wie die meisten zur

Ruhe gesetzten, alten Franzosen — in Papieren speculirte und auf die bestehende Regierung schimpfte. John hörte aus dem Munde seiner einstigen Retterin viele Einzelheiten über Saint Just's und Robespierre's Ende und wie die Cardel's ebenfalls in Gefahr gewesen.

„Ei, und der arme Lebas", sagte John traurig, „dessen Bildniß Sie malten."

„Jenes Bild", sagte Lucilia, „hat eine seltsame Geschichte. Ich behielt es, als Lebas sich entleibt hatte. Seine Frau, die Tochter Duplay's, irrte umher. Man hatte ihren Vater guillotinirt, ihr Mann war eingescharrt, ihre Mutter getödtet, die Schwestern im Gefängnisse. Die muthige Frau verdiente den Lebensunterhalt für sich und ihr Kind als Wäscherin. Sie wusch in den Kähnen, welche auf dem Flusse vor Anker liegen. Eines Tages erschien sie bei mir. Ich lud sie ein, Wohnung — Tisch in unserm Hause zu nehmen — sie lehnte es ab, aber sie legte mir fünf Louisd'or auf den Tisch." „Es ist ein Ersparniß", sagte sie. „Ich weiß, Du hast ein Bild von Lebas gemalt — Du besitzest

es. Laß es mir für den Preis von fünf Louisd'or ab." Ich umarmte sie und schenkte ihr das Bild, welches sie mit Küssen bedeckte."

Und die Frau von Custine?" fragte John.

„Gestorben", sagte Lucilia. „Als der Kaiser zur Macht gelangte, zeigte sich Custine's Bild an allen Läden. Es soll das Originalbild im Kerker gefertigt sein, sagten die Leute. Ein ausländischer Maler hat den General gezeichnet."

John Trumbull stand auf, seine Augen waren feucht geworden.

„Welche Schicksale hatten unsere Bilder", sagte er, „jedes werthvoll in seiner Art für die Verfertiger und Besitzer: das Bildniß Lebas', das Bild Custine's und das Gemälde der Schlacht von Bunkershill. Hätten sie doch die beiden Ersten so hoch gehalten, wie das Letzte. Leben Sie wohl — auf Wiedersehen, meine Freundin — oh, ich fürchte, Sie werden noch viel ruhelose Stunden in dem schrecklich schönen Paris zubringen — die unterirdischen Donner rollen schon, welche den Ausbrüchen vorhergehen, die noch oft genug die Welt mit Schrecken erfüllen werden."

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

